

Prozessbegriff und Kulturgeschichte

Achim Landwehr

1 Einleitung

„Wer über Prozesse nachdenkt, [...] gerät in einen.“ (Faber und Meier 1978b, S. 8) Ein nur allzu wahres Wort, das in mehrerlei Hinsicht das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Prozessbegriff charakterisiert. Es macht nicht nur auf die grundlegend temporale Dimension aufmerksam, die dem Prozessbegriff eigen ist, sondern auch auf die Verzeitlichung, in die das eigene Nachdenken über diesen Gegenstand unweigerlich gerät, sowie schließlich auf eine vermeintliche oder tatsächliche Unausweichlichkeit des Denkens in Prozessen – nicht nur, aber in besonderem Maße für die Geschichtswissenschaft.

Trotz der grundlegenden Bedeutung, die der Prozessbegriff aufgrund seines spezifischen Gehalts – auf den noch einzugehen sein wird – für das historische Denken hat, bleibt er als Kategorie seltsam unreflektiert. Die deutschsprachige geschichtswissenschaftliche Literatur ist voll von ‚Prozessen‘¹, aber ein Nachdenken darüber findet eher selten statt. Oder richtiger wäre es wohl zu sagen: findet inzwischen eher selten statt, denn in den 1970er Jahren gab es im Zuge der Konjunktur einer Zusammenarbeit von Sozial- und Geschichtswissenschaft einige bemerkenswerte Anstrengungen in dieser Richtung, die ihre Relevanz bis heute nicht verloren haben. Als Höhepunkt darf wohl der 1978 erschienene Sammelband *Historische Prozesse* gelten, der im Kontext der Studiengruppe ‚Theorie der Geschichte‘ entstanden ist und von Karl-Georg Faber und Christian Meier herausgegeben

¹ Die Historische Bibliographie verzeichnet unter dem Suchwort ‚Prozess‘ nicht weniger als 3014 Treffer für den Zeitraum von 1990 bis 2011, worunter allerdings auch all die vielen Titel fallen, die auf den juristischen Prozessbegriff rekurren: <http://www.oldenbourg.de/verlag/ahf> (letzter Zugriff am 6. Juli 2012).

A. Landwehr (✉)

Institut für Geschichtswissenschaften, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Deutschland
E-Mail: landwehr@hhu.de

wurde (Faber und Meier 1978b). Dort finden sich nicht nur theoretische und empirische Beiträge aus der Geschichtswissenschaft, sondern ebenso Aufsätze von Vertretern anderer Disziplinen, beispielsweise über den juristischen, den naturwissenschaftlichen oder den sozialwissenschaftlichen Prozessbegriff, wie nicht zuletzt auch der bekannte Aufsatz von Niklas Luhmann (1978) über *Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution*.

Und seitdem? Im Rahmen der deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Diskussion drängt sich der Eindruck auf, der Prozessbegriff sei allzu selbstverständlich geworden – und habe sich auf diese Weise verselbständigt. Da ist die Rede von Einigungsprozessen, Wachstumsprozessen, Schrumpfungprozessen, Desodorierungsprozessen, Transformationsprozessen, Normierungsprozessen, Suburbanisierungsprozessen und so weiter und so fort. Von ‚dem Prozess‘ ist hingegen kaum die Rede, so dass man feststellen muss: Diese Kategorie wird vielfach verwendet, aber kaum bedacht. Fraglos ist mir in der gänzlich unüberschaubaren Menge an fachwissenschaftlicher Literatur der eine oder andere Beitrag durch die bibliographischen Lappen gegangen, aber es gelang in den letzten Jahren zumindest keinem Beitrag, in programmatischer Weise auf die Relevanz und Problematik des Prozessbegriffs in der Geschichtswissenschaft nachdrücklich aufmerksam zu machen.

Diese Situation hat sich mit und nach der kulturwissenschaftlichen Wende, die vor etwa 20 Jahren auch die Geschichtswissenschaft erreicht hat,² nicht wirklich geändert. Die Rede von historischen Prozessen findet auch unter kulturwissenschaftlichen Vorzeichen statt, hat hierbei allerdings mit einer weiteren Schwierigkeit zu kämpfen, denn dem Begriff mangelt es nicht nur weiterhin an einer entsprechenden Reflexion, sondern ihm wird im Rahmen der kulturhistorischen Diskussion auch mit einer gewissen, ebenfalls wenig konkretisierten Skepsis begegnet. Um hier keinen falschen Eindruck aufkommen zu lassen: Ich kann und will mich in der Beurteilung dieser Diskussionslage nicht als Richter aufspielen, allein schon weil ich selbst mit dem Prozessbegriff bisher in eher unreflektierter, vielmehr selbstverständlicher Weise umgegangen bin, und zudem selbst erst durch die Herausgeber dieses Bandes auf das Problem gestoßen wurde, mich mit dem Prozessbegriff im Rahmen der Kulturgeschichte zu beschäftigen. Insofern stellt dieser Beitrag nicht nur ein Stück (hoffentlich erfolgreicher) Selbstreflexion dar, sondern ist vor allem ein Versuchsballon, der austesten soll, wie weit die kulturhistorische Reise mit dem Prozessbegriff gehen kann.

Den Prozessbegriff in seiner ganzen Tragweite auszuloten, kann selbstredend nicht das Ziel dieses Beitrags sein, dazu gibt es wesentlich berufenere Stimmen (auch und gerade in diesem Sammelband). Ich möchte mich vielmehr auf eine speziellere Frage verlegen, wie nämlich in der jüngeren kulturhistorischen Debatte mit dem Prozessbegriff umgegangen wird. Innerhalb der Kulturgeschichte spielt der Prozessbegriff sicherlich keine herausragende Rolle, zielt ihr Anliegen doch wesentlich stärker auf Akteure und Praktiken auf der einen, strukturelle Formen der Sinnggebung auf der anderen Seite. Die tendenzielle Unterbelichtung des Prozessbegriffs in der Kulturgeschichte hat immer noch etwas mit dem wissenschaftshistorisch zu erklärenden Impuls einer Wendung gegen die als dominierend

² Eine knappe Übersicht bei Landwehr 2009.

erachtete Sozialgeschichte zu tun. Insbesondere prozessuale Großbewegungen wie die Modernisierung wurden und werden mit großer Skepsis, ja offener Ablehnung betrachtet. Trotzdem ist nicht zu übersehen (und nicht zu überlesen), dass auch die Kulturgeschichte mit Prozessbegriffen operiert und wohl auch operieren muss.

Vor diesem Hintergrund möchte ich von einer kulturwissenschaftlichen und genauer: kulturhistorischen Warte einen Blick auf den Prozessbegriff werfen und nicht nur zu eruieren versuchen, wo die Wurzeln dieses Begriffs liegen, sondern vor allem ausfindig machen, warum die Kulturwissenschaften und die Kulturgeschichte dem Prozessbegriff seltsam indifferent gegenüber stehen und wo es Möglichkeiten für produktive Aneignungsweisen geben könnte.

2 Der ‚Prozess‘ des Prozessbegriffs

Konsultiert man die einschlägigen Lexika und Wörterbücher, scheint die Sache mit dem Prozess einigermaßen klar zu sein. Prozess, heißt es beispielsweise in der *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, ist „in den Natur- und Sozialwissenschaften [die] Bezeichnung für den gerichteten Ablauf eines Geschehens.“ (Carrier und Wimmer 1995, S. 385) Wenn es um Geschehen und Abläufe geht, mithin um Vorgänge, die Zeit benötigen und sich (unter anderem) in der Zeit vollziehen, dann fühlen sich Historikerinnen und Historiker nahezu zwangsläufig angesprochen. ‚Prozess‘ fällt also ohne Zweifel auch in das geschichtswissenschaftliche Ressort.

Wenn jedoch eine spezifische Perspektive aus der geschichtswissenschaftlichen Gesamtheit, nämlich die kulturhistorische, dazu aufgerufen ist, diesen Prozessbegriff zu problematisieren, dann fallen nicht nur Stichworte wie ‚Ablauf‘ und ‚Geschehen‘ ins Auge, sondern dann sorgt auch das Adjektiv ‚gerichtet‘ für Aufmerksamkeit. Die jüngere Kulturgeschichte, wie sie seit etwa zwei Jahrzehnten vielfältig praktiziert wird, reagiert gewissermaßen mit einem angeborenen Reflex gegen eine solche Bestimmung der Gerichtetheit: Wie können wir uns angesichts historischer Kontingenz einer solchen Richtung sicher sein? Besitzt diese Richtung eine Zwangsläufigkeit? Lassen sich Geschehnisse und Abläufe tatsächlich auf diese Richtung reduzieren? Können in den ungemein komplexen historischen Situationen, die zu einem ‚Prozess‘ zusammengefügt werden, nicht auch gegenläufige Momente ausgemacht werden, die dem identifizierten Prozess entgegenstehen?

Dass die Kulturgeschichte solcherart reagiert, hat mit ihren spezifischen Fragestellungen, Perspektivierungen und Erfahrungen zu tun. Sie interessiert sich nämlich, in aller Kürze formuliert, für die Arten und Weisen, wie Gesellschaften der Vergangenheit ihre Wirklichkeit mit bestimmten Bedeutungsmustern ausgestattet haben. Sie versucht dabei nicht nur, diese Fragestellung als umfassende Perspektive auf sämtliche Bereiche vergangenen Lebens zu richten, sondern ebenso die Wechselwirkungen zwischen Praktiken und Strukturen herauszuarbeiten. Ihre Erfahrungen mit dieser Perspektivierung führten zu einem sehr grundlegenden Misstrauen gegenüber allzu schlicht gehaltenen Metanarrativen historischer Vorgänge, gegenüber Meistererzählungen, die die Komplexität historischen Geschehens auf einige einfache Nenner herunterzubrechen versuchten. Ein Anliegen der

Kulturgeschichte ist es demgegenüber, die Komplexität, Kontingenz und vor allem auch Widersprüchlichkeit historischer Vorgänge sichtbar zu machen (vgl. Hunt 1989; Daniel 2001; Landwehr und Stockhorst 2004; Landwehr 2009).

Auf den ersten Blick scheinen sich solche Interessen nur schwerlich mit dem Prozessbegriff in Einklang bringen zu lassen. Woran das liegen mag, kann ein Blick in die Etymologie des Prozessbegriffs erhellen – in den Prozess des Prozessbegriffs, wenn man so möchte. Kurt Röttgers (1983, S. 96; 1985; 1989, S. 1548) verdanken wir dabei die Einsicht, dass dieser Prozessbegriff, mit dem die Sozial- und die Geschichtswissenschaften heute üblicherweise operieren, nicht aus der Jurisprudenz stammt, sondern – vermittelt über Hegels Naturphilosophie und die Romantiker um 1800– aus der Chemie. Eine kurze Nachzeichnung der etymologischen Herleitung lohnt sich, weil dadurch einige Charakteristika des Prozessbegriffs deutlich werden und bereits einige Schwierigkeiten zum Vorschein kommen, welche die Kulturwissenschaften mit dem Prozessbegriff haben.

Im Rahmen der alchemistischen Lehre mit ihrer Suche nach den Herstellungsverfahren von Gold und der Suche nach dem Stein des Weisen bezeichnete der Prozessbegriff jede alchemistische Arbeit, die durch Regeln angeleitet wurde. Ein Prozess war damit Rezeptur, Beschreibung und Durchführung alchemistischer Techniken. Wichtig für den Weg des Prozessbegriffs ist hierbei: Prozesse wurden als Vorgänge verstanden, die durch den Alchimisten absichtsvoll erzeugt wurden, nicht als unabhängig ablaufende Mechanismen. Diese Bedeutungsachse verschob sich innerhalb der Chemie im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Nun war nicht mehr der Chemiker Initiator chemischer Vorgänge, sondern Prozesse wurden in eine vom Menschen unabhängige Natur verlegt. Hatte die Chemie zuvor vielfach noch die Klassifikation von Substanzeigenschaften im Blick, konzentrierte sie sich seit ca. 1800 stärker auf chemische Umsetzungsprozesse und rückte damit deren Dynamik in den Vordergrund. Aber auch in der Biologie wurde beispielsweise die statische Artenklassifizierung eines Linné durch die Analyse des Artenwandels von Lamarck oder Darwin ersetzt (vgl. Carrier und Wimmer 1995, S. 386).

Zudem kam es um 1800 einerseits zu einer Verschmelzung des juristischen mit dem chemisch-naturphilosophischen Prozessbegriff, andererseits zu einer Überhöhung und Verallgemeinerung in Form einer umfassenden Prozesstheorie. Für beide Vorgänge kann Novalis als Schlüsselfigur angesehen werden. Novalis hatte nicht nur in Jena, Leipzig und Wittenberg Jura studiert, sondern an der Bergakademie in Freiberg unter anderem auch Chemie. Ihm waren also beide Prozessbegriffe, der juristische und der naturphilosophische, vertraut. In einer von ihm skizzierten allgemeinen Prozesstheorie sollte der juristische Prozessbegriff im Sinne der Zeugung eines Urteils eingesetzt werden, während der ‚Prozess der Geschichte‘ – von dem Novalis ebenfalls wohl als erster in dieser Form sprach – wie das Leben selbst als ein Verbrennungsprozess interpretiert wurde. Auch die Naturgeschichte kam bei ihm als Prozess, wenn man so will: als chemischer Großversuch vor (vgl. Röttgers 1983, S. 97–137; Röttgers 1989, S. 1548–1551). Johann Wilhelm Ritter (zit. nach Röttgers 1983, S. 131) formulierte in diesem Sinn 1810: „[...] man sieht sich nach und nach immer mehr berechtigt, die Phänomene des chemischen Prozesses im Kleinen auf das ganze Universum anzuwenden. Die Form ist überall dieselbe, und muß es auch, denn Ein

Geist ist, der sie denkt.“ Diese Universalisierung des Prozessbegriffs wurde um 1800 nicht nur von anderen Romantikern übernommen und von Hegel schließlich systematisiert und allgemein bekannt gemacht (vgl. Röttgers 1983, S. 137–157), sondern führte auch dazu, die Prozesse – wo immer sie sich nach diesem Verständnis abspielen mochten – endgültig in ein Außen zu verschieben, das unabhängig von menschlichen Einflüssen und Handlungen war. Dieses etymologische und semantische Erbe trägt der Prozessbegriff immer noch mit sich herum, nicht nur zu seinem Vorteil.³

Es ist vor diesem Hintergrund wohl kein Zufall, dass es ausgerechnet Nietzsche war, ein unbestrittener Lieblingsautor der jüngeren Kulturwissenschaften, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts scharfe Attacken gegen einen generalisierten Prozessbegriff ritt, beispielsweise die Rede vom Weltprozess für einen ‚Schwindel‘ hielt und grundsätzlich einwandte: „Die Weltgeschichte ist kein einheitlicher Prozeß. Das Ziel derselben ist fortwährend erreicht.“⁴ Nietzsches Kritik am Prozessbegriff lässt sich dahingehend lesen, dass mit dessen Etablierung in der Chemie und seiner anschließenden Transferierung in die Philosophie sowie die weiteren Geistes- und Sozialwissenschaften der naturwissenschaftliche Charakter des Konzepts nicht gänzlich verloren gegangen war, vielmehr die Kernbedeutung einer Beobachtung gezielt initiiertes, gerichteter und kontrollierter Vorgänge erhalten blieb, deren Ergebnisse Objektivität und Nachprüfbarkeit erlaubten. Indem dieses Verständnis in anderen Bereichen (gewollt oder ungewollt) adaptiert wurde, wanderte natürlich auch ein Stück naturwissenschaftliches Wissenschaftsideal mit. Wie sehr diese begriffsgeschichtlichen Filiationen historisch bedingt waren, macht schon ein Blick auf den Zeitraum deutlich, in dem der Prozessbegriff zunächst in der Philosophie seinen Siegeszug antrat. Schließlich waren Schelling, Schlegel, Novalis oder Hegel an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Zeitgenossen der Französischen Revolution sowie der Herrschaft Napoleons über Europa und damit Zeugen nahezu prototypischer historischer ‚Prozesse‘.

3 Der Prozessbegriff in Sozialwissenschaft und Sozialgeschichte

In der Folge erlangte der Prozessbegriff ubiquitären Charakter, wurde zu einem nahezu universell einsetzbaren wissenschaftlichen Werkzeug und fand über die Sozialwissenschaften seit den 1960er Jahren dann auch Eingang in die Geschichtswissenschaft.⁵ Neben einem der Kulturgeschichte verpflichteten Blick auf die Etymologie ist nun eine ebensolche Betrachtung des sozialwissenschaftlichen Prozessbegriffs vonnöten.

³ Rothermund (1994, S. 55) versucht eben diese wissenschaftsgeschichtlichen Verbindungen zu kap-pen.

⁴ Zit nach Röttgers (1989, S. 1555) aus Nietzsches nachgelassenen Fragmenten 1870/71.

⁵ Meines Wissens ist allerdings die jüngere Begriffsgeschichte von ‚Prozess‘ – soll heißen der nicht gerade kurze Zeitraum des 19. und 20. Jahrhunderts – noch nicht aufgearbeitet. Die Arbeiten von Röttgers konzentrieren sich vor allem auf die Zeit um 1800.

Bernhard Miebach (2009, S. 11, Hervorh. im Orig.) hat mit der nötigen Klarheit die wesentlichen Gehalte des sozialwissenschaftlichen Prozessbegriffs herausgestellt: „Für Prozesse stellt sich wie für das Handeln die Frage der Geordnetheit oder der Systematik. Ein durchgehender Ansatz bildet die *zeitliche Abfolge*, so dass soziales Handeln aus Interaktions- oder Kommunikationsakten besteht, die sich zeitlich parallel, versetzt oder nacheinander ereignen. Für eine kausale Abhängigkeitsbeziehung von zwei oder mehr Handlungen ist die zeitliche Abfolge ein Kriterium, um Ursache und Wirkung zu bestimmen. Falls man die zeitliche Reihenfolge nicht als zufällige Kette von Ereignissen betrachtet, sondern eine Beziehung der Ereignisse untereinander unterstellt, gelangt man zu einer spezielleren Prozessdefinition als die allgemeine Umschreibung durch den Begriff des Stroms von Ereignissen. [...] Damit unterscheiden sich *Prozesse* von Ereignissukzessionen dadurch, dass die nachfolgenden Handlungen auf den vorangehenden aufsetzen und auf diese Weise die Selektivität der vorangegangenen Handlungen stärken.“ Dass sich die Geschichtswissenschaft bei Formulierungen wie ‚Strom der Ereignisse‘ angesprochen fühlen muss, versteht sich – aus heutiger Sicht – fast von selbst. Trotzdem hat es bis in die 1960er Jahre hinein gedauert, bis sozialwissenschaftliche Theoriebildungen in den Geschichtswissenschaften (in Deutschland) hoffähig wurden und bis dann auch der Prozessbegriff intensiver diskutiert wurde. Ein *locus classicus* für die Entwicklung des Prozessbegriffs in den Geschichtswissenschaften ist Fernand Braudels einflussreicher Aufsatz über die *longue durée*. Will man verstehen, vor welchem Hintergrund die Kategorie des Prozesses in der historischen Disziplin ihren Aufstieg erlebt hat, lohnt sich ein Blick in diesen erstmals 1958 erschienenen Beitrag.

In Auseinandersetzung mit strukturalistischen Debatten, wie sie zeitgenössisch in den Sozialwissenschaften und der Ethnologie geführt wurden (Claude Lévi-Strauss ist der wichtigste Gewährsmann), will Braudel darauf hinweisen, dass in diesen Disziplinen sowohl die Arbeit der Geschichtswissenschaften wie auch die Dauer als wichtiger Aspekt sozialer Wirklichkeit gering geachtet werde. Daher versucht er auf die Dialektik zwischen dem Augenblick und der langsam verstreichenden Zeit aufmerksam zu machen. Dies ist nach Braudel „der wichtigste und zentrale Aspekt des sozialen Lebens“ (Braudel 1992, S. 51). Bekannt geworden ist Braudel für seine Differenzierung unterschiedlicher Formen der Dauer: Erstens nennt er die kurze Zeit der traditionellen Geschichtsschreibung mit ihrem „überstürzten, dramatischen, kurzatmigen Bericht“; zweitens geht es der Wirtschafts- und Sozialgeschichte um die zyklischen Schwankungen und deren Dauer, aus der das „Rezitativ der Konjunktur“ resultiert; drittens gibt es die „Geschichte mit einem noch viel längeren, über Jahrhunderte hinweg reichenden Atem: von der Geschichte der langen, der sehr langen Dauer“ (Braudel 1992, S. 52), also der *longue durée*. Historische Prozesse können auf den Ebenen zwei und drei angesiedelt sein, je nachdem, welche Prozessformen in den Blick genommen werden. Trotz einiger spitzer Bemerkungen kann man nicht davon sprechen, dass Braudel die Ebene der kurzen Dauer grundsätzlich verachtet hätte (vgl. Boutier 2001). Aber seine Sympathien sind deutlich in Richtung Konjunkturen und *longue durée* gerichtet, da diese viel eher die wissenschaftliche (und das heißt hier vor allem: sozialwissenschaftliche) Relevanz der Geschichtswissenschaft unter Beweis stellen können.

Diese Anbindung an das sozialwissenschaftlich-strukturalistische Vokabular erkaufte sich Braudel sowie die ihm folgende Geschichtswissenschaft mit dem Verzicht auf eine ihrer humanwissenschaftlichen Stärken, nämlich die Kenntlichmachung von Beziehungen zwischen dem Handeln der Akteure und den übergreifenden Zusammenhängen. Durch das Loblied auf Struktur und Prozess als Leitvokabeln verlor die Sozialgeschichte an Bodenhaftung. Auch wenn Braudel sich vornehmlich auf den Strukturbegriff bezog und den Prozessbegriff weniger verwendete, so sind die Übergänge zwischen beiden nur zu offensichtlich. Denn es ist laut Braudel „das Wort *Struktur*, das, ob gut oder schlecht gewählt, die Probleme der langen Dauer beherrscht. Die Beobachter des Sozialen verstehen darunter eine Organisation, einen Zusammenhang, relativ feste Beziehungen zwischen bestimmten Realitäten und sozialen Massen. Für uns Historiker ist eine Struktur zweifellos etwas Zusammengefügtes, ein Gebäude, mehr noch aber eine Realität, der die Zeit nicht viel anhaben kann und die sie deshalb sehr lange mitschleppt. Ja, manche Strukturen werden aufgrund ihrer Langlebigkeit für zahllose Generationen zu einem festen Bestand und behindern dadurch die Geschichte, hemmen sie, indem sie ihren Ablauf beherrschen. Andere Strukturen wiederum zerfallen schneller. Alle aber sind gleichzeitig Stütze und Hindernis. Hindernis, insofern sie Grenzen bezeichnen (das *Einhüllende* im mathematischen Sinn), die der Mensch und seine Erfahrung kaum zu überschreiten vermögen. Man denke nur, wie schwer sich in manchen Fällen ein bestimmter geographischer Rahmen, bestimmte biologische Realitäten, bestimmte Produktionsgrenzen bzw. die einen oder anderen geistigen Zwänge sprengen lassen: denn auch die geistigen Rahmen sind Langzeitgefängnisse.“ (Braudel 1992, S. 57 f.) Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, welche Probleme sich kulturwissenschaftlich mit dem argumentativen Einsatz von Strukturen/Prozessen ergeben, denn sie gewinnen tendenziell eine Eigenständigkeit, die sie der Beeinflussbarkeit und damit auch Verantwortlichkeit der historischen Akteure entzieht.

Hinsichtlich des Prozessbegriffs lohnt sich aber ein genauerer Blick auf das Zeitkonzept, das Braudels Unterscheidung historischer Zeiten zugrunde liegt und das in der Folge auch als einflussreich für den historischen Prozessbegriff gelten darf. Stefan Jordan hat darauf hingewiesen, dass der Prozessbegriff, wie er in der Sozialgeschichte gepflegt wird, durch die Dominanz eines differierenden Zeitmodells gekennzeichnet ist. Während sich das Zeitmodell des Historismus als Zeitlinie darstellen ließe, die keinen Anfang und kein Ende kennt, weil sich ein historischer Zustand mehr oder minder zwangsläufig aus dem anderen heraus entwickelt, lässt sich das Zeitmodell einer prozessual orientierten Sozialgeschichte als Zeitpfeil denken, der bis zur jeweils eigenen Gegenwart hinführt. Das Denken in Prozessen verbindet sich dementsprechend mit den Bewegungen der vielen ‚Ierungen‘: Modernisierung, Rationalisierung, Säkularisierung, Urbanisierung, Industrialisierung oder aktuell Globalisierung (vgl. Jordan 2009, S. 115).

Von diesen historistischen und sozialgeschichtlichen Zeitmodellen lässt sich das kulturhistorische nochmals unterscheiden, insofern es darum bemüht, die Pluralität von teils gänzlich unterschiedlichen Zeitmodellen in den Blick zu rücken und zu thematisieren. Historische wie gegenwärtige Gesellschaften existieren nicht nur in einem einzigen und homogenen Zeitmodell, sondern verzeiten sich auf sehr vielfältige Weise, leben mithin in

Gleichzeitigkeiten (Landwehr 2012). Dies macht sich nicht nur in der sozialen und kulturellen Praxis bemerkbar, sondern hat ebenfalls Auswirkungen auf die zugrunde gelegten historischen Modelle sowie auf den gedachten Zusammenhang der unterschiedlichen Zeitdimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die auf wesentlich komplexere Weise miteinander gekoppelt sind, als wir uns dies gewöhnlicher Weise vorstellen, weshalb auch lineare Modelle geschichtlicher Bewegung als unzureichend gelten müssen (vgl. Nowotny 1990; Adam 2005).

Auf den ersten Blick könnte man zu der Ansicht gelangen, die Differenzierung dreier unterschiedlicher Formen der Dauer bei Braudel sei diesem kulturhistorischen Zeitmodell eigentlich recht nahe. Man muss aber tatsächlich sehr genau hinsehen, denn Braudel spricht nicht von historischen Zeiten (*temps*), sondern von Dauer (*durées*), was man hier möglicherweise treffender mit Rhythmen übersetzen könnte.⁶ Es geht Braudel nicht darum, unterschiedliche Formen soziokultureller Verzeitung zu thematisieren, sondern im Rahmen des einen, prozesshaft organisierten Zeitstrahls unterschiedliche Geschwindigkeiten zu identifizieren. Dass Braudel einen solchen Gedankengang verfolgt, machen seine Ausführungen zur Zeit deutlich. In der für ihn typischen, sehr metaphernreichen Sprache entwirft er – ohne dies explizit so zu benennen – eigentlich eine Ontologisierung der Zeit. So schreibt er beispielsweise: „Der Historiker dagegen verläßt die Zeit der Geschichte nie: Sie klebt an seinem Denken wie die Erde am Spaten des Gärtners.“ Auch das ausgefeilteste methodische Instrumentarium „stellt ihn nicht definitiv außerhalb der Zeit der Welt, der Zeit der Geschichte, der gebieterischen, da unumkehrbaren und im Rhythmus der Erdrotation pulsierenden Zeit. [...] Für den Historiker dagegen beginnt und endet alles mit der Zeit, einer mathematischen, demiurgischen Zeit, über die man leicht lächeln kann, einer den Menschen äußerlichen, ‚exogenen‘ Zeit, wie die Ökonomen sagen würden, die uns antreibt, zwingt und unsere privaten, unterschiedlich gearteten Zeiten in ihrem Strom mit fortreißt – mit einem Wort: der die ganze Welt beherrschenden Zeit.“ (Braudel 1992, S. 80 f.)

Das ist nicht nur ein Zeitbegriff, der seine Nähe zu einem Verständnis von Prozessen als autonomen und gewissermaßen übermächtigen Gebilden kaum verbergen kann, sondern der auch denkbar weit entfernt ist von einem Denken der Gleichzeitigkeit vieler unterschiedlicher Zeiten. Braudel wendet sich beispielsweise explizit gegen einen Vorschlag des Soziologen Georges Gurvitch, der ein Modell unterschiedlicher sozialer Zeiten (die lange Dauer, die zyklische Zeit, die explosive Zeit, die unregelmäßige Zeit ...) vorgeschlagen hat. Braudel hält davon nichts: „Wie sollte sich der Historiker da überzeugen lassen? Bei dieser Farbenskala wäre es ihm unmöglich, das ihm so ganz und gar unverzichtbare weiße, einheitliche Licht wiederherzustellen.“ Braudel fragt sich: „Doch was bringt uns, den Historikern, das?“ Denn letztendlich „lehnen sich die Soziologen nicht gegen die Geschichte, sondern unbewußt gegen die Zeit der Geschichte auf – diese Wirklichkeit, die, auch wenn man sie zu zähmen versucht, doch ihre Gewalttätigkeit nicht verliert. Diesem Zwang, dem

⁶ Diese wichtige Unterscheidung verschwimmt beispielsweise bei Raphael 2002.

der Historiker nie entrinnt, entziehen sich die Soziologen fast durchweg.“ (Braudel 1992, S. 83 f.)

Zu klären, was es der Geschichtswissenschaft ‚bringt‘, sich mit diesen unterschiedlichen soziokulturellen Zeiten zu beschäftigen, ist hier nicht der Ort.⁷ Dankbarer für meine Argumentation ist hingegen Braudels Metapher vom „weißen, einheitlichen Licht“, die hinsichtlich des Prozessbegriffs unterstreichen kann, wie sehr sich in der sozialhistorischen Tradition das Denken in Prozessen mit der Hoffnung verbindet, *die* bewegenden Kräfte *der* Geschichte identifizieren zu können. Hier spricht immer noch das Bemühen, die Geschichtswissenschaft wenn schon nicht zu einer ‚harten‘ Naturwissenschaft, so doch wenigstens zu einer empirisch gefestigten Sozialwissenschaft zu machen, die vielleicht nicht die Mechanismen der Gesellschaft, aber der Geschichte ausfindig machen können soll – ein hoffnungsloses Unterfangen, wie ich meine, denn ‚die Geschichte‘ wird uns nicht den Gefallen tun, uns ihren ‚Fahrplan‘ zu offenbaren. Schließlich sind wir selbst tagtäglich und unablässig damit beschäftigt, diesen Fahrplan im Nachhinein überhaupt erst zu erstellen.

Wechseln wir von dem sozialhistorischen Übervater Braudel zu einer deutschsprachigen Stimme. Eckart Pankoke war einer der wenigen, der sich in einem programmatischen Sinn zum Prozessbegriff in der Geschichtswissenschaft geäußert hat und im Jahr 1971 seinen Optimismus hinsichtlich einer sozialwissenschaftlich inspirierten Geschichtswissenschaft folgendermaßen auf den Punkt brachte: „Auch eine Geschichtswissenschaft, die um eine historische Klärung vergangener Wandlungskrisen bemüht ist, muß daran interessiert sein, die eventualistisch herausgearbeiteten Momente und Aktualitäten der Vergangenheit in den struktur- und prozeßtheoretischen Verfahrensweisen, in denen sich das soziologische Selbstverständnis der Gegenwart konstituiert, neu aufzuarbeiten. Nur so kann die Geschichte für das politisch-soziale Selbstverständnis und Problembewußtsein einer sich primär sozialwissenschaftlich begreifenden Situation neu relevant werden. Je mehr nun das sozialwissenschaftliche Gegenwartsbewußtsein in Strukturen, Systemen und Prozessen denkt, um so mehr will es sich auch der Vergangenheit als einer Geschichte des Wandels von Funktionen und Strukturen bewußt werden. Hier muß eine strikt historistische Ereignistheorie, wie sie in polemischer Defensive den sozialwissenschaftlichen System- und Prozeßmodellen entgegengesetzt wird, die Orientierung verweigern. Erst eine systemtheoretisch aufgeklärte Geschichtswissenschaft, die sich das Erkenntnisinteresse und das Problembewußtsein des modernen sozialwissenschaftlichen Wirklichkeitsverständnisses angeeignet hat, kann auch der Sozialwissenschaft ein neues Bewußtsein für Geschichte vermitteln [...].“ (Pankoke 1971, S. 489 f.)

Diese Einschätzung ist selbst bereits Teil einer bestimmten, in dieser Form abgeschlossenen wissenschaftsgeschichtlichen Konstellation. Dieser umfassend positiven Überzeugung von der Erklärungskraft sozialwissenschaftlicher Ansätze wird man kaum noch folgen wollen. Die Aussage, dass die Geschichtswissenschaft entweder eine Geschichte von Strukturen, Prozessen und Systemen sein wird oder gar nicht mehr sein wird, würde man

⁷ Zur Kritik an Braudel: Lundmark 1993.

heute wohl kaum noch unterschreiben. Dieses Beispiel soll jedoch vor allem in einem wissenschaftsgeschichtlichen Zugriff verdeutlichen, wie sehr man einst von der Tragfähigkeit des Prozessbegriffs (und anderer, ähnlicher Kategorien) überzeugt war und vor welchem Hintergrund sich eine kritische Wendung gegen eben diese Begrifflichkeiten entwickelte.

4 Kulturwissenschaftliche Schwierigkeiten mit dem Prozessbegriff

Nun ist es in der Tat auffallend, dass sicherlich in der Geschichtswissenschaft, nach meiner Beobachtung aber wohl auch in der Soziologie der Prozess als zu thematisierende Kategorie nicht nur seltsam ausgeblendet bleibt, sondern geradezu in Misskredit geraten ist. Die ausgreifende, im Kern kulturwissenschaftliche Debatte der jüngeren Zeit scheint dabei zu dem allgemeinen, wenn auch diffusen Eindruck geführt zu haben, dass mit dem Prozessbegriff irgendetwas nicht stimmt. Folgt man Bernhard Miebach, lässt sich diese Vernachlässigung des Prozessbegriffs beispielsweise in der Soziologie auch wissenschaftshistorisch fixieren: Nach einer Phase der historischen Soziologie, die sich bis in das späte 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt und an die noch Norbert Elias anknüpfte, war spätestens mit Talcott Parsons die Suche nach universellen sozialen Gesetzen in das Zentrum des soziologischen Interesses gerückt und die historische Dimension damit weitgehend aus dem sozialwissenschaftlichen Blickfeld verschwunden.⁸

Entsprechend wird immer dann, wenn es um den Prozessbegriff in seiner theoretischen Formulierung sowie in seiner sozialhistorischen Umsetzung geht, auf eine historisch orientierte Soziologie und auf Norbert Elias' *Über den Prozeß der Zivilisation* Bezug genommen – ein Buch, das in erster Auflage immerhin 1939 erschienen ist. Fraglos handelt es sich um einen soziologischen Klassiker, der nichts von seiner Bedeutung eingebüßt hat – ebenso bezeichnend für den Zustand des Prozessbegriffs ist es jedoch, dass diesem Werk seither wenig Adäquates an die Seite getreten ist.

Nun sind es aber gerade diese historisch orientierten Theorien sozialen Wandels, für die sich die Geschichtswissenschaft interessiert. Neben allen anderen Prozessbegriffen, die in der Soziologie verhandelt werden (und über die Bernhard Miebach 2009 eine eindrucksvolle Übersicht vorgelegt hat), konzentrieren sich Historikerinnen und Historiker auf die langen Zeitläufte auf der Makroebene. Weil jede Konzentration aber auch ein Ausblenden mit sich bringt, macht sich insbesondere bei diesen makrosoziologischen Prozesstheorien bemerkbar, dass der mikrosoziologische Bereich und die ‚Mikrodiversität‘ weitgehend unberücksichtigt bleiben (vgl. Miebach 2008, S. 381).

Wenn wir für einen Moment bei Elias und seinem *Prozeß der Zivilisation* bleiben, gilt es hervorzuheben, welche zentrale Rolle Elias insbesondere in der Vermittlung zwischen Sozial- und Geschichtswissenschaften gespielt hat und bis zum heutigen Tag spielt. Während er auf der einen Seite den Geschichtswissenschaften den Zugang zu soziologischen Ansät-

⁸ Miebach (2008, S. 381). Miebach folgt hier der Darstellung von Norbert Elias (vgl. Elias 1995, S. XXIII-XXVIII).

zen ermöglicht hat (und zwar bereits zu einer Zeit, als von entsprechenden Kooperationen kaum noch die Rede war), erinnerte er auf der anderen Seite die Sozialwissenschaften beständig daran, die zeitliche Tiefendimension bei ihren Fragestellungen nicht zu vergessen (vgl. Daniel 2001, S. 254–269).

Elias' begriffliches Instrumentarium ist daher ein nahezu zwangsläufiger Anknüpfungspunkt, wenn es um die Diskussion des Prozessbegriffs geht. Dabei stößt man bei Elias auf diejenigen Schwierigkeiten, die auch in anderen Zusammenhängen sichtbar werden. Einige Bemerkungen, die Elias' Einleitung zur Neuausgabe des *Prozesses der Zivilisation* aus dem Jahr 1969 entnommen sind, vermögen zu unterstreichen, dass sein Verständnis historischen Wandels unter dem Vorzeichen des Prozessbegriffs einige Fallstricke enthält. In der Beschäftigung mit „Problemen der jahrhundertelangen Entwicklung“ stößt er beispielsweise „immer von neuem auf Beobachtungen, die zu der Frage drängen, wie und warum sich im Zuge solcher langfristigen, in einer bestimmten Richtung verlaufenden Gesamttransformationen von Gesellschaften [...] die Struktur aller menschlichen Äußerungen überhaupt in einer bestimmten Richtung verändert [hat].“ (Elias 1995, S. VII f.) Hierbei will er zunächst zwei hauptsächliche Prozessformen unterscheiden, nämlich „Strukturwandlungen in der Richtung einer zunehmenden Differenzierung und Integrierung und Strukturwandlungen in der Richtung einer abnehmenden Differenzierung und Integrierung. Darüber hinaus gibt es als dritten Typ soziale Prozesse, in deren Verlauf sich zwar die Struktur einer Gesellschaft oder ihrer einzelnen Aspekte wandelt, aber weder in der Richtung eines höheren noch in der der [sic!] eines niedrigeren Standards der Differenzierung und Integrierung.“ (Elias 1995, S. VIII)

Elias' Prozesse haben also eine bestimmte Richtung, wenn nicht gar ein Ziel. Das kommt noch einmal eindeutig in dem ursprünglichen Vorwort zum *Prozeß der Zivilisation* aus dem Jahr 1939 zum Ausdruck. Hier erläutert Elias den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen zur Transformation von Verhaltensweisen und Affektkontrolle im Abendland: „Könnte sich einer der abendländisch-zivilisierten Menschen unserer Tage unmittelbar in eine vergangene Periode seiner eigenen Gesellschaft zurückversetzen, so würde er vieles von dem wiederfinden, was er heute an anderen Gesellschaften als ‚unzivilisiert‘ bewertet. [...] Er würde je nach seiner Lage und seinen Neigungen, bald mehr von dem wilderen, ungebundeneren und abenteuerreichen Leben der Oberschichten in dieser Gesellschaft angezogen werden, bald sich abgestoßen fühlen von den ‚barbarischen‘ Gebräuchen, von der Unsauberkeit und Rohheit, denen er in dieser Gesellschaft begegnet. Und was immer er unter seiner eigenen ‚Zivilisation‘ versteht, jedenfalls würde er ganz unzweideutig spüren, daß er es hier, in dieser vergangenen Periode der abendländischen Geschichte, nicht mit einer Gesellschaft zu tun hat, die in dem gleichen Sinne und dem gleichen Maße ‚zivilisiert‘ ist, wie die abendländische Gesellschaft von heute. Dieser Sachverhalt mag für das Bewußtsein vieler Menschen gegenwärtig offen zutage liegen und es könnte unnötig scheinen, hier noch einmal von ihm zu sprechen. Aber er fordert eine Frage heraus, von der man nicht mit dem gleichen Recht sagen kann, daß sie sich schon deutlich und klar im Bewußtsein der lebenden Generationen heraushebt, obgleich sie für das Verständnis unserer selbst nicht ganz ohne Bedeutung ist. Wie ging eigentlich diese Veränderung, diese

„Zivilisation‘ im Abendlande vor sich?“ (Elias 1995, S. LXXI f.) Und um einen weiteren Beleg für die Teleologie und auch den Eurozentrismus von Elias‘ Prozessbegriff anzuführen: „Die Distanz zwischen dem Verhalten und dem ganzen psychischen Aufbau der Kinder auf der einen, der Erwachsenen auf der anderen Seite vergrößert sich im Laufe des Zivilisationsprozesses; hier liegt zum Beispiel der Schlüssel zu der Frage, weshalb uns manche Völker oder Völkergruppen als ‚jünger‘ oder auch als ‚kindlicher‘, andere als ‚älter‘ oder ‚erwachsener‘ erscheinen; was wir auf diese Weise auszudrücken suchen, sind Unterschiede in der Art und der Stufe des Zivilisationsprozesses, den diese Gesellschaften durchlaufen haben.“ (Elias 1995, S. LXXIV)

Die Richtung des Prozesses, mit dem wir es bei Elias zu tun haben, wird von ihm demnach als unhinterfragte Voraussetzung eingeführt: Es ist für ihn klar, dass Menschen früherer Jahrhunderte im Vergleich zu seiner eigenen Gegenwart unzivilisierter und barbarischer waren. An dieser Richtung des Prozesses gibt es für ihn gar nichts zu deuten. Die Frage ist eigentlich nur noch, *wie* es zu diesem Prozess kam – *dass* er stattgefunden hat, steht außer Zweifel. Eine Denkmöglichkeit, die Elias offenbar nicht zur Verfügung stand, besteht in der Überlegung, dass frühere Gesellschaften möglicherweise nicht mehr oder weniger, sondern einfach nur *anders* zivilisiert waren. Ich möchte Elias gegenüber nicht ungerecht erscheinen und vor allem nicht in dieselbe prozessuale Falle tapen, bei der man im Nachhinein das Vorher schon immer besser wusste. Elias Teleologie und Eurozentrismus vorzuwerfen, kommt in gewisser Weise einem theoriegeschichtlichen Anachronismus gleich, weil er es zur Zeit der Abfassung seiner Arbeit kaum besser wissen konnte. Aber auf diesen Punkt einzugehen lohnt sich, weil Elias in der Rezeption (nicht nur) des Prozessbegriffs von so großer Bedeutung ist. Es muss daher fast wie eine Ironie der (Theorie-)Geschichte wirken, wenn bereits Elias in der Einleitung zu seinem Zivilisationsbuch seinen Ansatz dahingehend bestimmte, dass er „Abschied von den metaphysischen Ideen nimmt, die mit dem Begriff der Entwicklung entweder die Vorstellung einer mechanischen Notwendigkeit oder die einer teleologischen Zielstrebigkeit verbinden.“ (Elias 1995, S. X) Aus heutiger Perspektive scheint dieser Abschied nicht entschieden genug vollzogen worden zu sein.

Wenn ich – gemeinsam mit nicht wenigen Anderen (vgl. Dinges 1998; Schwerhoff 1998) – gegen Elias‘ Prozesstheorie kritisch einwende, dass sie selbst keineswegs frei von solcher ‚Mechanik‘ und ‚Teleologie‘ ist, dann in dem Bewusstsein, dass auch meine eigenen Überlegungen möglicherweise in diese Richtung gelesen werden könnten, ich dafür aber aufgrund meiner diskursiven Position blind bin. Ein Vorwurf, den ich mir auf jeden Fall gefallen lassen müsste (wenn man ihn denn formulieren wollte), wäre derjenige des mangelnden Alternativangebots: Ich habe kein anderes Modell für mögliche Abläufe historischer Transformationen parat – außer demjenigen, dass es Transformationen gibt und dass wir diese möglichst in ihrer Komplexität zur Kenntnis nehmen sollten.

Wenn Elias fragt, warum sich (vermeintlich) langfristige Transformationen immer in eine bestimmte Richtung entwickeln, dann würde die Kulturhistorikerin antworten: Weil wir diese Geschichte unter Auslassung aller ‚störenden Details‘ in diese Richtung konstruieren. Wenn Elias davon ausgeht, dass Prozesse sich vor allem ‚in Richtung‘ einer zuneh-

menden oder abnehmenden Differenzierung bewegen (alleine diese Reflexivkonstruktion – Prozesse bewegen *sich* in eine Richtung – fordert eigentlich schon zu weitschweifenden Kommentaren heraus), dann würde ihm der Kulturhistoriker entgegen, dass solche Transformationen nicht nur keine Richtung haben müssen, sondern dass auch Zunahmen und Abnahmen von Differenzierung nebeneinander und durcheinander auftreten – und dass es zu den größten Herausforderungen der Geschichtswissenschaft gehört, diese Komplexität möglichst zur Darstellung zu bringen.

Wenn Elias sich also fragt, wie es zu Strukturbildungen im gesellschaftlichen Zusammenhang kommt, dann kann man seiner Erklärung durchaus folgen: „Pläne und Handlungen, emotionale und rationale Regungen der einzelnen Menschen greifen beständig freundlich oder feindlich ineinander. Diese fundamentale Verflechtung der einzelnen, menschlichen Pläne und Handlungen kann Wandlungen und Gestaltungen herbeiführen, die kein einzelner Mensch geplant oder geschaffen hat. Aus ihr, aus der Interdependenz der Menschen, ergibt sich eine Ordnung von ganz spezifischer Art, eine Ordnung, die zwingender und stärker ist, als Wille und Vernunft der einzelnen Menschen, die sie bilden.“ (Elias 1995, S. 314) Das strukturiert-strukturierende Zustandekommen gesellschaftlicher Institutionen und Ordnungen, das auch von Giddens (1995) und Bourdieu (1993, S. 97–121) stark gemacht wird, ist aus historischer Perspektive sehr plausibel – soweit es gewisse Momentaufnahmen betrifft. Schwierig wird es jedoch dann, wenn Elias diese Form der Strukturbildung auf die Zeitschiene setzt und daraus ein Prozess wird. Denn dann bekommt der gesamte Vorgang zwangsläufig eine Richtung. Wie Elias richtig bemerkt, hat niemand in der Vergangenheit den Plan gefasst, so etwas wie eine ‚abendländische Zivilisation‘ zu entwerfen, um diesen Plan dann in einem jahrhundertelangen Verfahren in die Tat umzusetzen (vgl. Elias 1995, S. 312–314). Nur: Wenn dieser Plan in der Vergangenheit nie gefasst wurde, wieso müssen wir dann im Nachhinein so tun, als sei ein solcher nie geplanter Plan zur Verwirklichung gelangt? Wieso sollten wir in der Rückschau eine langfristige Sinnhaftigkeit historischer Transformationen unterstellen, die man unmittelbar argumentativ wieder abschwächen muss?

Aus kulturhistorischer Warte würde ich sagen, dass Elias‘ Prozessbegriff das Problem falsch angeht. Er setzt die Tatsache der ‚Entstehung‘ einer ‚Zivilisation‘ sowie ihr ‚Wachstum‘ und ihre ‚Zunahme‘ schlicht voraus. Demgegenüber würde ich betonen wollen, dass man allein die Problematisierungsweise voraussetzen sollte, das heißt: Menschen müssen irgendwie ihr Zusammenleben miteinander organisieren und tun das in unterschiedlichen historischen Situationen auf jeweils unterschiedliche Art und Weise, ob man dies nun Zivilisation oder sonst wie nennen möchte. Dabei gibt es kein ‚mehr‘ oder ‚weniger‘, sondern dabei lässt sich vor allem ein ‚beständig anders‘ beobachten. Die (kultur-)historische Frage, die nun von besonderem Interesse ist, zielt auf die konkreten Lösungswege für das gestellte Problem: Warum hat eine bestimmte gesellschaftliche Formation zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt ausgerechnet diese und keine andere Lösung gewählt? Dass es zu diesen historischen Konkretisierungen kam, ist nun sicherlich weder Zufall noch Willkür, lässt sich aber auch nicht als gerichteter Prozess beschreiben – eher schon als eine mään-

dernde Bewegung, der keine innere Kohärenz, sondern nur eine grundsätzliche Kontingenz unterstellt werden kann.

An dieser Stelle ist eine Differenzierung angebracht. Denn die Kulturgeschichte kann und will gar nicht bestreiten, dass sich bestimmte Transformationen feststellen lassen, die in anderen Zusammenhängen auf den Namen ‚Prozess‘ hören. Aber es ist schwierig, alle Prozesse in einen Topf zu werfen. Man muss sich also klar werden, über was man sich unterhält, wenn man von Prozessen spricht. Aus kulturhistorischer Perspektive ließen sich quantitativ messbare Prozesse identifizieren, die vor allem ein ‚Mehr‘ indizieren wie Bürokratisierung, Industrialisierung, Urbanisierung oder Motorisierung. Gegen die Feststellung solcher Prozesse zu argumentieren, wäre unsinnig. Davon lassen sich jedoch qualitativ ausgezeichnete Prozesse abgrenzen wie Modernisierung, Rationalisierung, Säkularisierung, Sozialdisziplinierung und ähnliche, mit denen die Kulturgeschichte allerdings ein Problem hat. Denn diese Prozesse können nur vor der normativen Folie eines bestimmten ‚Entwicklungsmodells‘ identifiziert werden, und diese Deutung würde die Kulturgeschichte sicherlich nicht mittragen.

In seinem späten Nachdenken über den Prozessbegriff haben sich bei Elias einige Verschiebungen vollzogen, wie insbesondere anhand des entsprechenden Artikels im erstmals 1986 erschienenen Handbuch *Grundbegriffe der Soziologie* deutlich wird. Elias konzipiert (soziale) Prozesse in diesem Rahmen mit deutlich anderen Akzenten. So versucht er zunächst deutlich zu machen, dass Prozesse keine Einbahnstraßen sind, sondern sowohl Zunahmen als auch Abnahmen kennen und umkehrbar sind: „Es gehört zu den Eigentümlichkeiten sozialer Prozesse, dass sie bipolar sind. Im Unterschied von dem biologischen Prozess der Evolution sind soziale Prozesse umkehrbar. Schübe in der einen Richtung können Schüben in der entgegen gesetzten Richtung Platz machen. Beide können simultan auftreten.“ (Elias 2010, S. 223)

Sodann verdeutlicht Elias auch das Verhältnis von Prozessen und Handlungen in einem strukturiert-strukturierenden Sinn und führt in diesem Zusammenhang aus: „Soziale Prozesse und einzelne Menschen, also auch deren Handlungen, sind schlechterdings untrennbar. Aber kein Mensch ist ein Anfang. Wie das individuelle Sprechen aus einer bereits vorhandenen gesellschaftsspezifischen Sprache hervorgeht, so wachsen auch alle anderen individuellen Handlungen aus schon im Gang befindlichen sozialen Prozessen heraus. Soziale Prozesse selbst besitzen zwar eine größere oder geringere relative Autonomie gegenüber bestimmten Handlungen einzelner Menschen [...]. Aber sie sind alles andere als unabhängig von Menschen und so auch von menschlichen Handlungen überhaupt. Würden Menschen aufhören zu planen und zu handeln, dann gäbe es auch keine sozialen Prozesse mehr.“ (Elias 2010, S. 226) Elias macht in diesem Zusammenhang ebenfalls deutlich, dass derartige Prozesse einerseits nur eine relative Autonomie besitzen und diese andererseits auch nicht relativ zu allen Menschen, sondern nur zu bestimmten einzelnen Menschen und deren Handlungen sind (vgl. Elias 2010, S. 226 f.). Der Eindruck aus früheren Arbeiten, dass Prozesse – einmal in Gang gesetzt – eigentlich abgekoppelt von jeglicher sozialer Basis ablaufen würden, wird hier deutlich zurechtgerückt. Noch in einem Beitrag aus dem Jahr 1977 mit dem Titel *Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse*

klang das deutlich anders. Es gehe darum, „daß sich aus der Verflechtung der Willensakte und Pläne von vielen Menschen Strukturen und Prozesse ergeben, die keiner von den in sie verwickelten Menschen gewollt oder geplant hat. [...] Man kann sie kaum als Prozesse wahrnehmen und ganz gewiß nicht untersuchen, wenn man die Einzelbelege, in denen sie sich manifestieren, allein aus der Perspektive der darin verwickelten Menschen sieht.“ (Elias 1977, S. 131)

Mit dem von Elias benannten Verhältnis von Struktur und Handlung wird man auf einen weiteren Aspekt verwiesen: Neben der Teleologie und der Entwicklungsmetaphorik ist als weitere Schwierigkeit der sozialhistorischen und sozialwissenschaftlichen Behandlung von Prozessen die Neigung zu einer gewissen ‚Akteurlosigkeit‘ zu benennen. Insbesondere bei den favorisierten Großbewegungen der Sozialgeschichte, also der Modernisierung, der Rationalisierung, der Säkularisierung oder der Globalisierung, gibt es eigentlich kaum noch jemanden, der etwas ‚macht‘.⁹ Es ist nicht mehr die ‚große‘ historische Persönlichkeit, es ist aber auch nicht ‚die Gesellschaft‘, die das Geschehen bestimmt. Vielmehr ist es ein abstrahierter Zusammenhang unterschiedlicher Wirklichkeitsbereiche (Wirtschaft, Technik, Politik usw.), deren Zusammenwirken ‚irgendwie‘ entsprechende prozessuale Bewegungen provoziert (vgl. Jordan 2009, S. 116).

Prozesse fungieren als historische Großbewegungen damit ähnlich wie ein *deus ex machina*, mit dem sich etwas auf vermeintlich schlichte Weise erklären lässt, was keineswegs schlicht ist. Und es kann noch schlimmer kommen, wenn solche Prozessbegriffe mögliche Zusammenhänge nämlich eher verdecken als offenlegen, wenn sie eher invisibilisieren anstatt sichtbar machen. Bei vermeintlich ‚übermächtigen Prozessen‘, die gänzlich ohne Akteure auszukommen scheinen, ja denen die Akteure ob der prozessualen Zwangsläufigkeit sogar hilflos ausgeliefert sind, lässt sich dann nur noch mit Schwierigkeiten die Frage nach der Verantwortung stellen. Prozesse ‚geschehen‘ im schlimmsten Fall nur noch, und die historische Aufgabe bestünde darin, ihre Unausweichlichkeit zu registrieren.

In eben diesem Sinn wurde zuweilen auch in der sozialhistorischen Literatur der 1970er Jahre beschrieben, worum es sich bei Prozessen handelt. Christian Meier bezeichnete „als das einzig gemeinsame Merkmal“ bei der vielfältigen Verwendung des Prozessbegriffs, „daß eine unübersehbar große Zahl von Impulsen einen irgendwie zusammenhängenden einheitlichen Vorgang auszumachen scheint.“ (Meier 1978, S. 12) Man ist versucht, insbesondere an der Verwendung des Wortes ‚irgendwie‘ in diesem Zitat eine Hilflosigkeit zu konstatieren, die sich vor allem auf die Urheber prozessualer Bewegungen bezieht. Soll mit diesem ‚irgendwie‘ gesagt werden, dass man bestimmte historische Großbewegungen feststellen kann, es sich aber nicht genau eruieren lässt, durch wen oder was sie angestoßen wurden? Muss sich dann die Sozialgeschichte den Vorwurf gefallen lassen, genau diesem neuralgischen Problem nicht ausreichend nachgegangen zu sein? Es besteht jedoch der berechtigte Verdacht, dass Meier dieses ‚irgendwie‘ aus Gründen der rhetorischen Kunst-

⁹ Dieses Problem stand nicht zuletzt im Mittelpunkt der in den 1980er und 1990er Jahren geführten Debatte um Mikrogeschichte, Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie. Vgl. hierzu Lütke 1989; Dressel 1996; Schlumbohm 2000; Tanner 2004; Landwehr 2005; Ulbricht 2009.

fertigkeit eingesetzt hat, denn in der weiteren Umschreibung dessen, was ein Prozess ist (oder sein könnte), fährt er fort, dass seine Einheit dadurch gewonnen wird, dass man „von irgendeinem Ende zu irgendwelchen Anfängen einen Bogen“ spannt, dass innerhalb eines „irgendwie abgegrenzten Kreises von Menschen“ Impulse identifiziert werden, welche an dem Vorgang beteiligt sind, und dass „zu unserer Vorstellung vom Prozeß [gehört], daß er in irgendeiner Weise gerichtet ist.“ (Meier 1978, S. 12)

Christian Meier versucht uns also nicht zu sagen, dass er ‚irgendwie‘ nicht so genau wüsste, was ein Prozess sei, sondern dass es sich bei dieser Kategorie um ein Analyseinstrument handelt, das durch die Geschichtswissenschaft eingesetzt werden kann, um bestimmte Zusammenhänge herzustellen, und dass dieser Einsatz tatsächlich an ‚irgendeiner‘ Stelle vonstatten gehen kann. Dass der Prozessbegriff den Gegenstand, den er behandelt, im Zuge dieser Behandlung überhaupt erst hervorbringt, ist wohl nie von einem der Beteiligten bestritten worden. Es stellt sich allerdings (schon seit Längerem) die Frage, ob genau diese Form der Konstruktion historischer Erzählungen noch angemessen ist – und zwar nicht nur mit Blick auf die Vergangenheit, sondern vor allem auch mit Blick auf unsere eigene Gegenwart.

An einem der von Meier angeführten ‚Irgends‘ möchte ich noch einmal anknüpfen, um eine weitere Schwierigkeit deutlich zu machen, die sich im Kontext der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Prozessbegriff ergibt. Meier spricht von „irgendwelchen Anfängen“, die vorausgesetzt werden, um Prozesse beschreiben zu können. Diese nebulöse Bezeichnung prozessualer ‚Ursprünge‘ zeigt, so meine ich, eine konzeptuelle Leerstelle des Prozessbegriffs an. Denn Prozesse benötigen nicht nur eine gewisse Gerichtetheit und folgen somit einer inneren Entwicklungslogik, sondern sie benötigen auch eine Negativfolie, von der sie sich absetzen und aus der heraus sie ihr prozessuales Potential schöpfen können. Auch dies lässt sich anhand von Norbert Elias’ *Über den Prozeß der Zivilisation* verdeutlichen. Um seine Thesen von der Ausbreitung der Zivilisation und dem Zwang zum Selbstzwang zu entfalten, um seine Geschichte von der Dämpfung der Triebe und der Anhebung der Schamgrenzen erzählen zu können, benötigt Elias das Bild einer historischen Welt, in der all dies noch nicht vorhanden war, in der Schamgrenzen noch anders gelagert waren und in der eine Form der Zivilisation, wie sie die westliche Moderne des 19. und 20. Jahrhunderts ausgebildet hat, noch nicht existierte. Doch das bedeutet nicht, wie bereits angeführt, dass es sich hierbei um ‚keine Zivilisation‘ gehandelt habe, sondern dass es sich um *andere* Formen von ‚Zivilisation‘ handelte – eine Möglichkeit, die bei Elias jedoch nicht ausreichend berücksichtigt wird.

Prozesse stehen mithin immer in der Gefahr, quantitative und qualitative Aussagen zu treffen, die mehr oder minder zwangsläufig die eigene Gegenwart als den Höhepunkt historischer ‚Entwicklung‘ ansehen und vor diesem Hintergrund anders geartete historische Situationen als Pappkameraden benutzen, an denen sich – ohne zu erwartende Gegenwehr – zeigen lässt, wie weit ‚wir‘ es gebracht haben. Eine solche Einstellung, die dem Prozessbegriff nahezu zwangsläufig inhärent ist, praktiziert mit Blick auf andere Kulturen auf der diachronen Ebene etwas, das der Eurozentrismus auf synchroner Ebene vollzieht: Es handelt sich um die Überzeugung, in historischer Hinsicht die Krone der Schöpfung und

den Höhepunkt der Zivilisation darzustellen, die füglich als Chronozentrismus bezeichnet werden kann (vgl. Fabian 1983, S. 144). Stattdessen wäre nicht nur eine andere Haltung zu den historischen Akteuren und Situationen vonnöten, sondern nicht zuletzt auch eine andere Form der Beschreibung, um diese geschichtlich differenten Kulturen adäquat problematisieren zu können.

Solche Beschreibungen müssten eine andere Schwierigkeit des Prozessbegriffs umgehen, nämlich seine tendenzielle Eindimensionalität. Wenn von Prozessen die Rede ist, dann neigt diese Rede dazu, einen vermeintlich dominanten Prozess zu favorisieren. Daher scheint der Prozessbegriff weniger dazu einzuladen, die Pluralität von Phänomenen und Entwicklungen in den (Be-)Griff zu bekommen. Der Prozess ist das große Flussbett, in das alle kleineren Nebenströme irgendwann gewissermaßen zwangsläufig einmünden müssen. Ein solches, nicht nur subkutan vorhandenes Verständnis von ‚Prozess‘ lässt diesen Begriff zu einem historischen Leviathan werden.

Wenn Christian Meier beispielsweise schreibt: „Die Auffassung eines Vorgangs als Prozeß enthält eine bestimmte, keineswegs notwendige Deutung von Geschehnissen im Sinne eben der relativen Einebnung unendlich vieler Impulse in die Einheit eines Sinnangesen“ (Meier 1978, S. 13), dann ist es vor allem das Wort ‚Einebnung‘, das Unbehagen auszulösen vermag. Solche Formen der ‚Einebnung‘ tendieren schlicht dazu, Komplexität unsichtbar zu machen, die Dinge einfacher darzustellen als sie sind und ‚den Verlauf‘ ‚der Geschichte‘ bereits zu kennen, bevor man sich überhaupt mit ihm beschäftigt hat. Wenn historische Vorgänge dahingehend ‚eingebnet‘ werden, dass man schon ‚weiß‘, dass es eine – sagen wir – Globalisierung gibt, dann muss man sich geschichtswissenschaftlich nur noch auf die Suche nach der Bestätigung dieses Vorwissens machen. Belege, die andere oder gegenläufige Tendenzen sichtbar machen könnten, lassen sich füglich übersehen, gemäß der epistemologischen Binsenweisheit: Man sieht nur, was man kennt. Sich von solchen ‚ein-ebnenden‘ Erzählungen wieder zu lösen, um stattdessen andere Narrative zu etablieren, erfordert viel wissenschaftlichen Schweiß.

5 Kultur und Prozess

Die genannten kulturwissenschaftlichen Probleme mit dem Prozessbegriff sind also tatsächlich grundlegender Natur und müssten eigentlich zu der Konsequenz führen, diese begriffliche Kategorie ad acta zu legen. Ein solcher ‚kulturwissenschaftlicher Generalangriff‘ ist bisher aber noch nicht vorgenommen worden. Meine Vermutung ist, dass diese vielfach gelagerten Schwierigkeiten im Umgang mit dem Prozessbegriff ein bedeutsames Symptom für ein noch tiefer (oder je nach Perspektive: noch höher) liegendes Problem sind, nämlich den Unsicherheiten der Geschichtswissenschaft, Veränderung überhaupt noch adäquat thematisieren zu können. Lutz Raphael hat ausgeführt, dass Historikerinnen und Historikern inzwischen die Gewissheit verloren gegangen ist, über angemessene Modelle zur Beschreibung und Erklärung von Veränderung zu verfügen. Er führt dies auf eine übergroße Vielfalt an Begriffen und Theorien zurück, die inzwischen ein solches Maß

angenommen hätten, dass kaum noch ein pragmatisches Einverständnis über gemeinsame Vorannahmen getroffen werden könne. Dies finde in der Gesellschaft des frühen 21. Jahrhunderts insofern seine Entsprechung, als auch hier die Permanenz des Wandels und die Aufwertung des Neuen zu einem verbreiteten Muster der Selbstbeschreibung von Individuen und Gruppen geworden sei (vgl. Raphael 2009). Führen also zu viele Möglichkeiten, Wandel zu beschreiben – ob prozessual oder in anderer Form – sowie die Permanenz des Wandels dazu, dass Wandel überhaupt nicht mehr greifbar wird, aus dem Sichtfeld gerät und mithin auch der Prozessbegriff seine inhaltliche Schärfe einbüßt?

Es ist sicherlich zutreffend, dass nicht nur die Kulturgeschichte, sondern die Geschichtswissenschaft in ihrer Gesamtheit derzeit auffallend zurückhaltend ist, wenn es um die Formulierung transformativer Großtheorien geht. Hier ist eine generelle Skepsis eingetreten. Man wagt es insbesondere aufgrund der vielfältigen und vor allem auch verwirrenden Erfahrungen seit 1989/90 nicht mehr, historische Verläufe auf eine Modellerzählung herunterzubrechen. Diese Erfahrungen haben nicht nur dazu beigetragen, den Aufstieg der Kulturgeschichte zu befördern, sondern haben auch den Prozessbegriff und ähnliche Kategorien in Misskredit gebracht. Aber das Problem zu verschweigen oder möglichst zu umgehen, ist natürlich keine angemessene Umgangsweise – und wenn es um die Frage historischer Transformationen geht, ist es für die Geschichtswissenschaften selbstredend ein Armutszeugnis, darauf nicht einzugehen.¹⁰

Wenn die Kulturgeschichte daher Forderungen an einen zu revidierenden Prozessbegriff formulieren könnte, wie sähen diese aus? Für eine einigermaßen adäquate Erfassung historischer Prozesse müsste auf jeden Fall die doppelte Verankerung entsprechenden Wandels in den Blick genommen werden. Die subjektiven Erfahrungen der Akteure gälte es ebenso zu berücksichtigen wie die diesen Erfahrungen vorgelagerten strukturellen Gegebenheiten. Die Bedeutung eines solchen Anspruchs sei nochmals an der sozialhistorischen Verwendung des Prozessbegriffs verdeutlicht, der insbesondere diese subjektive Komponente lange Zeit vernachlässigte. Wolfgang J. Mommsens Verständnis des Prozessbegriffs lautet beispielsweise folgendermaßen: „Es erscheint nur dann sinnvoll, von ‚Prozessen‘ zu sprechen, wenn es sich um Abläufe handelt, die sich prinzipiell einer Steuerung in beliebigem Sinn entziehen, mögen sie auch bis zu einem gewissen Grade beeinflussbar sein. Wesentlich ist, daß prozessuale Abläufe eine Gerichtetheit besitzen, die als solche dem steuernden Handeln von Einzelnen oder Gruppen entzogen ist. [...] Dies bedeutet, daß historische Prozesse eine relative Notwendigkeit besitzen; sie tragen autogenerativen Charakter und reproduzieren innerhalb bestimmter Randbedingungen, die der jeweiligen historischen Formation schlechthin eigentümlich und daher in aller Regel relativ konstant sind, selbst die sozialen Bedingungen ihres Voranschreitens.“ (Mommsen 1978, S. 248 f., ebenso Faber und Meier 1978b, S. 7)

Es ist nicht zu übersehen, dass das Leben und Handeln der historischen Akteure hier einen deutlich nachgeordneten Stellenwert besitzt. Ihre Sicht- und Handlungsweisen gelten eher als Addendum zu den eigentlich bedeutsamen Prozessen. Schwerer wiegt jedoch,

¹⁰ Überlegungen in diese Richtung finden sich in Landwehr 2010a.

dass aus diesen Bemerkungen deutlich wird, dass die historischen Akteure eigentlich nicht zur Konstitution von Prozessen beitragen. Die Welt der historischen Prozesse und die Welt der historischen Akteure sind zwei getrennte Sphären, die eher wenig miteinander gemein haben. Es handelt sich ganz offensichtlich um zwei unterschiedliche Ebenen, auf denen sich ‚Geschichte‘ abspielt, nämlich um die langfristige und die kurzfristige Veränderung, um den prozessualen Wandel und die Konstanz des alltäglichen Handelns.

Eben diese Fragen und Probleme sind es, die KulturwissenschaftlerInnen (und nicht nur diese) umtreiben, wenn sie es mit der Kategorie des Prozesses zu tun haben. Man könnte es anhand der Lektüre Wolfgang J. Mommsens auf folgende, ganz schlichte Fragen bringen: Wo kommen denn die Prozesse her, wenn die Lebenswelt der Subjekte, deren Handeln und Leiden die Grenze von Prozessen markieren? Wer zeichnet für Prozesse verantwortlich, wenn die historischen Akteure nicht wirklich daran beteiligt sind? Wie lässt sich die Bewegung und Veränderung von Prozessen beschreiben und erklären, wenn nicht durch das Handeln der Akteure? Unter sozialhistorischen Prämissen kann angesichts solcher Fragen nur noch zur Autonomie von Prozessen gegriffen werden (vgl. Meier 1978, S. 28–47), die aber – das lässt sich kaum verhehlen – einen faden Beigeschmack hinterlässt. Man gerät damit nämlich unweigerlich in das Fahrwasser verabsolutierter Instanzen, die die Rolle Gottes in einer säkularisierten Wissenschaft zu spielen haben: Irgendwo dort draußen (oder dort oben) gibt es etwas, das dem ganzen Gewusel hier unten nicht nur einen Sinn gibt, sondern dafür auch noch verantwortlich zeichnet.¹¹

Es ist also nicht mehr ein Prozessbegriff hinreichend, der – um nochmals Christian Meier zu zitieren – ein Mittel ist, „um Abläufe ganz unabhängig von ihrer Verursachung, von der Art der Verquickung der an ihnen Beteiligten zur Einheit eines Sinnganzen zusammenzufassen.“ Prozesse kann nicht mehr auszeichnen, „daß diese Geschehenskomplexe unkontrollierbar und für die Beteiligten nicht verfügbar sind, und dies nicht in der Form des Ereignisses [...], sondern in der einer über alle hingehenden eigenständigen Gewalt.“ (vgl. Meier 1978, S. 23 f.) Ein so beschriebener Prozessbegriff wird einer Ontologisierung und damit auch Depolitisierung unterzogen in Form einer Gewalt, die unverfügbar, unabhängig, unkontrollierbar und eigenständig ist. Es waren wohl spätestens die Umweltdebatten der 1970er und 1980er Jahre, die Veröffentlichung des Buchs *Grenzen des Wachstums* des *Club of Rome* aus dem Jahr 1972, der Zusammenbruch des Ostblocks 1989/90 oder auch der 11. September 2001, die deutlich machten, dass man sich so leicht

¹¹ Spätestens an dieser Stelle muss ich einlenken: Es geht mir gar nicht darum, mit einer Verspätung von über 30 Jahren eine Diskussion mit Christian Meier oder Wolfgang J. Mommsen oder anderen VertreterInnen der Sozialgeschichte über die Tragfähigkeit des Prozessbegriffs in den Geschichtswissenschaften zu führen. Das wäre angesichts dieses zeitlichen Abstands nicht nur lächerlich, sondern auch unfair, denn die Genannten haben ihre Äußerungen in einem gänzlich anderen intellektuellen und wissenschaftlichen Umfeld getätigt. Insofern muss ich mich selbst bezichtigen, Meier, Mommsen & Co. hier gewissermaßen als Sparring-Partner zu benutzen, um zu verdeutlichen, wie die Probleme der Kulturgeschichte mit dem Prozessbegriff gelagert sind. Dass es ausgerechnet diese wichtigen und einflussreichen Beiträge getroffen hat, hängt mit der bereits bezeichneten Tatsache zusammen, dass ansonsten nicht viele geschichtswissenschaftliche Äußerungen zu diesem Themenfeld existieren.

nicht davonstehlen kann. Die ‚Prozesse‘, mit denen wir es hier zu tun haben, sind von Menschenhand fabriziert und ihre Folgen werden wir in der Gegenwart und in der Zukunft zu tragen haben. Uns steht allen vor Augen, welche Folgen es haben wird, wenn nicht genau im Rahmen solcher Prozesse wiederum prozessual gegengesteuert wird.

Eine zweite kulturwissenschaftliche Forderung an einen tragfähigen Prozessbegriff kann sich auf unterschiedliche theoretische Positionen wie den Postkolonialismus oder den Poststrukturalismus beziehen und in deren Sinn fordern, die Prozessgeschichten, die im Rahmen einer westlich geprägten Geschichtswissenschaft erzählt werden, als eben solche westliche beziehungsweise europäische Modelle zu provinzialisieren, um stattdessen die Vielfalt und auch Gegenläufigkeit gänzlich anders gearteter Prozesse in den Mittelpunkt zu rücken (vgl. Tanner 2008).

Dieser Punkt lässt sich generalisieren, indem als dritte Forderung die angemessene Berücksichtigung von Regelmäßigkeiten *und* Unregelmäßigkeiten im Rahmen historischer Transformationen aufgestellt wird. Prozessorientierte Sozialhistorikerinnen und Sozialhistoriker würden sich wohl kaum auf die Behauptung versteifen, sie seien auf der Suche nach historischen Gesetzmäßigkeiten – und doch ist die Kategorie des Prozesses in ihrer bisherigen Form darum bemüht, Regelmäßigkeiten im Unregelmäßigen ausfindig zu machen und zu akzentuieren. Charles Tilly schrieb in eben diesem Sinn einer historischen Gesetzmäßigkeit ‚auf halbem Weg‘ (wenn man sie so bezeichnen möchte) über Prozesse und Strukturen als geschichtswissenschaftlich-komparatistische Instrumentarien: „Variation-finding comparison, however, promises to help us make sense of social structures and processes that never recur in the same form, yet express common principles of causality. None of the analyses reviewed in this book, for example, provides much assurance that anyone will ever discover a single path leading diverse regions from low income to high income. Yet it remains possible that some correlates of change in income [...] will prove to be quite general.“ (Tilly 1984, S. 146)

Sympathisanten einer kulturwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft hegen jedoch ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber solchen Formen des Wandels, die „quite general“ sein sollen, weil ihre Aufmerksamkeit eher für die Unregelmäßigkeiten geschärft ist, die sich im Rahmen des Regelmäßigen beobachten lassen. Wenn Tilly sagt, dass die identifizierten Prozesse „never recur in the same form“ und sich damit gegen eine Gesetzmäßigkeit im naturwissenschaftlichen Sinn wendet, würde die Kulturhistorikerin möglicherweise fragen: „But did these processes ever occur?“ Angesichts der kulturhistorischen Empirie stoßen nomothetische Aussagen auf große Skepsis.

Weiterhin geht es im Rahmen einer vierten Forderung nicht nur um die Berücksichtigung des Unregelmäßigen im Regelmäßigen, sondern um die Vielfalt von Transformationen. Solange man mit dem Prozessbegriff beispielsweise eine Homogenität historischen Geschehens verbindet, die nicht in der Lage ist, die Parallelität vielschichtiger und möglicherweise auch gegenläufiger Vorgänge in den Blick zu nehmen, solange kann der Prozessbegriff auch nicht einem zentralen Anliegen der Kulturgeschichte gerecht werden, nämlich Pluralität als ein konstitutives Element geschichtlichen Geschehens zu thematisieren. ‚Prozess‘ müsste also tatsächlich als Pluralität gedacht und auch theoretisch formuliert werden.

Oder mit anderen Worten: Ein Problem des historischen Prozessbegriffs besteht darin, dass er nicht selten im Singular verwendet wird, dass also normalerweise von *dem* historischen Prozess anstatt von *den* historischen Prozessen die Rede ist. Gegenläufigkeiten zu bestimmten Prozessen werden meines Erachtens immer noch zu häufig als abnorme Sonderfälle, als ‚Sonderwege‘ bewertet und damit implizit in ihrer historischen Relevanz abgewertet.

Eine fünfte Forderung besteht darin, Kontingenz (z. B. Hoffmann 2005) und Diskontinuität (z. B. Foucault 1997, S. 322–342) in den Prozessbegriff integrieren zu können. Beide Begriffe dienen der Beunruhigung geschichtswissenschaftlicher Überzeugungen von der Kontinuität, wenn nicht gar der Notwendigkeit historischer ‚Entwicklungen‘, wie sie nicht zuletzt auch im Prozessbegriff zum Ausdruck kommen. Demgegenüber soll mit Kontingenz und Diskontinuität vor allem ein empirisch gesättigter Blick auf die Geschichte stark gemacht werden, der all denjenigen Aspekten ausreichend Raum gibt, die sich nicht ohne weiteres in die großen, gerichteten Zusammenhänge einordnen lassen. Die subkutan immer mitlaufende Vorannahme bei der Auseinandersetzung mit Geschichte nimmt häufig einen gleichmäßigen und sinnhaften Verlauf an, in den ‚wir‘ uns als momentanen Endpunkt einfügen. Diskontinuität zu denken, bedeutet demgegenüber, sich von diesen, nahezu ‚eingefleischten‘ Vorstellungen zu verabschieden, um stattdessen eine geschichtswissenschaftliche Anstößigkeit zu begehen und das nicht zum Verschwinden zu bringen, was letztlich auch der Prozessbegriff kaum thematisieren kann, es unter Umständen sogar verdrängt: das Ungeregelte, die Praxis, den Alltag, die ‚Abweichungen‘.

Nachdem es mit der sozialhistorischen Wende in den 1960er Jahren nicht mehr möglich war, einen gewissermaßen geschichtstheologischen oder andersartig begründeten Sinn in der Geschichte auszumachen, musste der vermeintlich neutrale und sozialwissenschaftlich fundierte Begriff des Prozesses erhalten, um historische Kontinuität zu verbürgen. Nicht selten mündete dies jedoch in Erzählungen, die kaum in einem geringeren Maß von Notwendigkeit geprägt waren als die historischen Narrative des 19. Jahrhunderts, und denen es gelang, der Ungeordnetheit des „Faktischen die Würde des Notwendigen zu verleihen.“ (Wolfgang Wieland, zit. nach Daniel 2001, S. 425) Ob es sich nun um ‚den Prozess‘, ‚die Entwicklung‘ oder ‚den Fortschritt‘ handelt (um hier ein kleines Gruselkabinett teleologieverdächtiger Begriffe anzuführen), sie führen fast notwendig dazu, der Arroganz der Gegenwart gegenüber dem Vergangenen Vorschub zu leisten. Denn der Endpunkt (und damit nicht selten auch der Höhepunkt) solcher historischer Prozesse sind üblicherweise diejenigen, die sie in der Nachfolge überhaupt erst identifizieren (vgl. Daniel 2001, S. 426 f.).

Eine sechste Forderung zielt auf einen gewissermaßen blinden Fleck des Prozessbegriffs, nämlich auf den Umstand, dass es in historischer Perspektive nicht immer nur die (gerichtete) Veränderung, die Dynamik und der Wandel sind, die erklärungsbedürftig erscheinen, sondern dass im Gegenteil Transformationen als unvermeidlicher Dauerzustand eigentlich schon vorausgesetzt werden müssen, während umgekehrt die (machtgesättigte) Stabilität erklärungsbedürftig wird. Es wäre dann nicht die Prozessualität des immer Neuen und immer Anderen, sondern die Wiederholung des (fast) immer Gleichen, die als Problem in den Mittelpunkt rückte. Unter kulturwissenschaftlichen Vorzeichen wäre eine

schlichte Übertragung des sozialwissenschaftlichen Prozessbegriffs also auch deswegen kaum angebracht, weil es in der Problemformulierung immer auch um die Offenlegung von Stabilitäten ginge (vgl. Landwehr 2010b). Gerade die kulturhistorische Thematisierung von Diskursen (vgl. Landwehr 2008), wie sie exemplarisch in der Gender-Forschung zur Anwendung kommt, macht deutlich, wie sehr es einer solchen Betrachtungsweise auch darum geht, die Aufmerksamkeit für Stabilitäten zu schärfen, Selbstverständlichkeiten zu erforschen und Aspekten eine Geschichte zu geben, die auf den ersten Blick keine Geschichte zu haben scheinen.

Siebtens ist ein weiterer blinder Fleck zu benennen, der in historischen Darstellungen ebenfalls verhältnismäßig selten zur Sprache kommt, nämlich das Ende oder Verschwinden von Prozessen. Zugegeben, das Ausklingen von bestimmten historischen Phänomenen mag zunächst wenig attraktiv wirken, sind es doch üblicherweise die vermeintlichen ‚Anfänge‘ und ‚Ursprünge‘, die ‚Aufstiege‘ und ‚Höhepunkte‘, auf die sich unsere Aufmerksamkeit richtet, während Bewegungen des Abnehmens oder Verschwindens beziehungsweise der Transformation in einen anderen historischen Aggregatzustand nicht selten als ‚Niedergang‘ oder ‚Dekadenz‘ klassifiziert werden (vgl. Koselleck und Widmer 1980). Doch zu einer möglichst vielfältigen Betrachtung historischer Bewegungen gehört nun einmal auch deren ‚Ende‘. Und es bedarf gar nicht vieler Argumente, um deren Relevanz deutlich zu machen. Blickt man beispielsweise auf gegenwärtige Zeitkonzepte, so zeigt sich hier möglicherweise das Ende eines lange Zeit dominierenden fortschrittsoptimistischen Zeitmodells an, das einem anderen Platz macht, in dem Endlichkeit wieder denkbar wird (vgl. Leggewie und Welzer 2009).

6 Perspektiven

Ich möchte mich hier nun nicht auf die allzu bequeme Position zurückziehen, den Prozessbegriff aus kulturwissenschaftlicher Warte zu verteufeln und die Sache damit auf sich beruhen zu lassen. Mehr oder minder reflexhaft zu behaupten, dass der Prozessbegriff zu simpel sei, Komplexität über Gebühr reduziere und weiterhin dem Selbstbetrug der ‚großen Erzählungen‘ auf den Leim gehe, verschiebt das Problem nur. Denn auch wenn man bei einem genaueren Blick feststellen muss und kann, dass sich die vermeintliche Klarheit prozessualer Einheit in eine unüberschaubare Vielfalt auflöst, reicht es doch nicht hin, es bei dieser Feststellung zu belassen. Sie ist einerseits unbefriedigend, weil wir als kulturelle Wesen dazu verdammt sind, Bedeutungsformen und sinnhafte Erzählungen zu generieren, die unsere soziokulturelle Wirklichkeit organisieren. Die bloße Aneinanderreihung einzelner Partikel genügt da nicht. Und wenn man sich dieser Aufgabe tatsächlich unterziehen wollte, nämlich unendlich viele Einzelgeschichten zu versammeln, käme man wohl nicht umhin, gewisse Muster zu erkennen (einmal unabhängig davon, ob diese Muster nun ‚tatsächlich‘ existieren oder durch unsere kulturell geprägten Erkenntnisweisen erst erzeugt werden). Man kann und muss an ‚der Globalisierung‘ als einem umfassenden, alle Lebensbereiche und sämtliche Weltregionen tangierenden Vorgang ernsthafte Zweifel

hegen, soweit er als universelles Erklärungs-Passepartout angelegt wird, kann aber gleichzeitig wohl nicht übersehen, dass es bestimmte Phänomenzusammenhänge gibt, die global ihren Niederschlag finden.

Wenn man also einerseits nicht die Existenz von autonomen und der Tendenz nach totalisierenden Prozessen voraussetzen will, um anschließend mit dem Problem konfrontiert zu werden, dass sich allerorten Ausnahmen davon und Widersprüche dazu finden lassen, sich andererseits aber auch nicht auf die Position gänzlich parzellierter Bedeutungsinseln zurückziehen möchte, die uns – außer für diesen Spezialfall – nichts mehr ‚sagen können‘, dann muss das Bemühen darin bestehen, die Komplexität der Bewegungen in einem multiperspektivischen Verfahren deutlich zu machen. Um auf diesem Weg voranzukommen, bedarf es weniger neuer und ausgefeilter theoretischer Positionen (denn diese sind bereits reichlich vorhanden und müssten nur angemessen zusammengeführt werden), als vielmehr elaborierter Darstellungsweisen. Denn es ist verhältnismäßig einfach, die Forderung nach einer Zusammenführung unterschiedlicher Perspektivierungen auf historische Vorgänge zu erheben – wesentlich schwieriger ist die praktische und empirische Umsetzung. Es mangelt nämlich nicht nur an entsprechenden Vorbildern, an denen man sich orientieren könnte, sondern die Frage der Darstellung berührt auch einen Kern des wissenschaftlichen Selbstverständnisses der Geschichtswissenschaft. Sich mit Fragen der Darstellungsweise von Geschichte auseinanderzusetzen, eröffnet sogleich das heikle Diskussionsfeld des Verhältnisses von ‚Fakten und Fiktionen‘ und berührt damit den Wissenschaftsstatus historischen Arbeitens.¹² Die Bedeutung historischer Darstellungsformen zu betonen, muss unweigerlich dazu führen, sich bei den tatsächlichen ‚Experten‘ für solche Fragen umzusehen, und das sind eher Romanautorinnen oder Filmregisseure als Historikerinnen und Historiker. Und diese Nähe fürchtet die Geschichtswissenschaft traditionell wie der Teufel das Weihwasser.

Nicht aus Furcht vor entsprechenden Auseinandersetzungen, sondern weil diese zu weit vom eigentlichen Gegenstand fortführen würden, möchte ich auch auf das Problem der Darstellung an dieser Stelle nicht weiter eingehen, sondern abschließend auf einen anderen Aspekt aufmerksam machen. Denn die Lektüre dieses Beitrags lässt die Leserin oder den Leser möglicherweise unbefriedigt zurück. Angekündigt war eine Behandlung des Prozessbegriffs im Rahmen der Kulturgeschichte, herausgekommen ist vor allem eine Argumentation, warum der Prozessbegriff, der vornehmlich im Rahmen der Sozialgeschichte der 1970er und 1980er Jahre *en vogue* war, von der Kulturgeschichte skeptisch betrachtet wird. *So what?*, könnte man berechtigterweise fragen, denn die Probleme, die man mit dem Prozessbegriff haben kann, waren auch zuvor nicht unbekannt.

Es scheint klar zu sein, dass die Geschichtswissenschaft sich von den großen prozess-theoretischen Annahmen der Sozialgeschichte verabschiedet hat – eher heimlich, still und leise als mit großem Tamtam. Man spricht zwar noch allenthalben von konkreten, historischen Prozessen, die man zu beobachten meint, verwendet den Begriff jedoch eher als diffuses Synonym für ‚Wandel‘. Damit scheinen mir kaum noch die konzeptionellen

¹² Unzureichend dargestellt ist dieser Zusammenhang in dem gleichnamigen Buch von Evans 1998.

Annahmen und erklärungsächtigen Hoffnungen der 1970er Jahre verbunden zu sein. ‚Prozess‘ soll vor allem aussagen: Da tut sich etwas. Dass der Prozessbegriff ansonsten kaum noch eine tragende Rolle spielt, kann man nicht nur daran ablesen, dass ihm als explikativer Großkategorie misstraut wird, sondern dass er auch so gut wie nicht mehr reflektiert wird.¹³ Ziele der klassische Prozessbegriff darauf ab, den „gerichteten Ablauf eines Geschehens“ (Carrier und Wimmer 1995, S. 385) in den Blick zu nehmen, so ist mein Eindruck – eine Hypothese, die einer genaueren Prüfung bedarf –, dass die aktuelle und wohl wenig reflektierte Verwendung des Prozessbegriffs in der Geschichtswissenschaft in einem sehr allgemeinen Sinn nur noch Vorgänge im Sinn von Veränderung thematisieren soll, aber gerade der Gerichtetheit dabei misstraut. Auf diese Art und Weise wurde der historische Prozessbegriff möglicherweise schleichend ausgehöhlt. Man spricht zwar immer noch von (historischen) Prozessen, meint damit aber gerade nicht die dem Prozessbegriff wesentlichen Inhalte.

Und auch die Kulturgeschichte ist sicherlich keine historische Perspektivierung, die sich in der Vergangenheit vornehmlich auf den Begriff des Prozesses konzentriert hätte¹⁴ und dies in Zukunft auch nicht ausschließlich tun wird – dafür trägt diese Kategorie dann doch zu viel wissenschaftsgeschichtlichen Ballast mit sich herum. Aber mit Blick auf die weiteren Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer Fortführung und Erweiterung kulturhistorischer Ansätze kann und darf es nicht ausbleiben, dass prozessuale Fragestellungen stärker in den Blickpunkt rücken. Möglich wird dies, wenn Kulturgeschichte sich in einem stärkeren Maß, als das bisher noch der Fall ist, als eine problemorientierte Geschichte der Relationen versteht.

Was ist damit gemeint? Nachdem die geschichtswissenschaftlichen Grundsatzfragen zur vermeintlichen Opposition von Kulturgeschichte und Sozialgeschichte, zum Kulturbegriff im Besonderen sowie zu den damit in Zusammenhang stehenden erkenntnistheoretischen Debatten über das Pro und Contra von Konstruktivismus ausdiskutiert und die jeweiligen Positionen ausreichend klar (wenn vielleicht auch nicht versöhnt) sind (vgl. Tschopp und Weber 2006), muss sich die Frage nach dem ‚Wie weiter?‘ stellen. Es scheint mir müßig, weiterhin kulturwissenschaftliche Grundsatzdebatten auszutragen, denn wie schon eine alte Fußballweisheit besagt: Entscheidend ist auf‘m Platz! Soll heißen: Auch wenn sich die Kulturgeschichte in der Praxis schon längst bewährt hat, muss sie weiterhin und immer wieder zeigen, dass sie ihre programmatischen Ansprüche nicht nur in die empirische Praxis umsetzen kann, sondern dass sie diese Praxis auch auf eine neuartige Weise gestalten kann. Dabei gilt es im Auge zu behalten, Kulturgeschichte tatsächlich als eine spe-

¹³ Ohne einem der Herausgeber dieses Sammelbandes nahetreten zu wollen – aber auch im *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, hg. v. Stefan Jordan (Stuttgart 2002) kommt das Stichwort nicht vor. Diese Lücke wiegt sicherlich weniger schwer angesichts der Tatsache, dass im um ein Vielfaches umfangreicheren Großprojekt *Geschichtliche Grundbegriffe* das Stichwort ‚Prozess‘ ebenfalls fehlt.

¹⁴ Das zeigen auch die einschlägigen Darstellungen zur Kulturgeschichte. In Michael Maurers Buch zur Kulturgeschichte (Maurer 2008) ist beispielsweise von Prozessen oder verwandten Kategorien nicht die Rede.

zifische Perspektivierung zu konzeptualisieren und nicht in die Gefahr zu geraten, Kultur als Gegenstand zu ontologisieren. Eine gewisse Schrebergartenmentalität, die das eigene Terrain sauber parzelliert und den Anspruch auf die Deutungshoheit über bestimmte Themenfelder postuliert, kann kaum zielführend sein. Die Beschäftigung mit ‚Kultur‘ ist kein Selbstzweck an sich, sondern Kulturgeschichte bezeichnet ein weit gefächertes Interessenspektrum, dessen Vielfalt nicht verloren gehen darf. Gewisse Gefährdungen thematischer Beschränkungen sind jedoch nicht zu übersehen, wie sich vor allem an der phasenweise zu beobachtenden Bevorzugung bestimmter Themenbereiche zeigt (das Beispiel von Gedächtnis und Erinnerung sei hier nur exemplarisch genannt) und wie eine Identifizierung der Kulturgeschichte mit einer eher eingeschränkten Auswahl an Gegenständen belegt. Diesen Restriktionen darf sich die Kulturgeschichte keinesfalls unterwerfen – und schon gar nicht freiwillig.

Stattdessen gilt es, sich von den programmatischen Diskussionen um das Für und Wider der Kulturgeschichte zu lösen und sich auf das zu konzentrieren, was diesen Ansatz doch eigentlich auszeichnen sollte, nämlich auf das Stellen wichtiger, spannender und neuartiger Fragen und auf den empirischen Beleg für die Qualität und Bedeutung solcher Problemstellungen. Das ist gemeint, wenn ich von einer *problemorientierten* Geschichte der Relationen spreche, dass sich Kulturgeschichte nicht als buchstabengetreue Realisierung programmatischer Vorgaben, sondern als Ideenlieferant verstehen sollte.

Die Betonung der Relationen verweist sodann auf eine Forschungsstrategie, die keineswegs als originär kulturhistorisch angesehen werden kann, sondern sich aus jeder nur denkbaren Perspektive realisieren lässt, für die aber die Kulturgeschichte in besonderem Maße vorbereitet ist. Damit ist gemeint, dass im Zusammenhang einer bestimmten Problemorientierung möglichst vielfältige und im besten Fall auch sehr unterschiedliche Aspekte einbezogen und in ihrer Bezogenheit aufeinander dargestellt werden. Es ist gerade dieses Vorgehen einer Untersuchung von Relationierungen, das einer Ontologisierung von Kultur und der genannten Schrebergartenmentalität am ehesten entgegenwirken kann. Bei der Behandlung kulturhistorischer Gegenstände kann es also nicht darum gehen, sich vornehmlich auf Semantiken oder Repräsentationen zu konzentrieren. Wenn es in kulturhistorischer Perspektive um das Problem geht, wie Gesellschaften Bedeutungsformen hervorbringen und damit soziokulturelle Wirklichkeiten produzieren, und wenn man der kaum ernsthaft zu bezweifelnden Prämisse folgt, dass diese Form der Bedeutungsgenerierung kein sekundäres Überbauphänomen, sondern ein überlebensnotwendiger und unverzichtbarer Bestandteil menschlichen Lebens ist, dann ist nicht einzusehen, warum man sich bei der Untersuchung dieser Wirklichkeitsproduktionen ausschließlich auf ausgewählte Emanationen vergangenen Lebens wie Medien, Repräsentationen oder sprachliche Formen konzentrieren soll. Gerade die Arbeiten von Bruno Latour haben in jüngerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, dass das Feld möglicher Akteure bei diesen soziokulturellen Vorgängen wesentlich breiter gestreut ist und beispielsweise den materiellen Objekten (nicht-menschlichen Akteuren) ein deutlich höherer Stellenwert zugemessen werden muss (vgl. Latour 2000, 2002). In diesem Sinn ermöglicht es eine stärkere Problemorientierung der Kulturgeschichte und ein Verlassen bestimmter vorgebahnter thematischer Pfade, die Re-

lationen stärker zum Vorschein kommen zu lassen, die zur Konstitution bestimmter historischer Bedeutungsknoten führen. Es sind eben sehr unterschiedliche Bereiche, die auf ihre jeweils eigene Weise und mit jeweils unterschiedlicher Intensität an der Produktion von Bedeutung beteiligt sind, weshalb man sich nicht von vornherein auf Medien und Repräsentationen konzentrieren kann, sondern ebenso Praktiken und Strukturen, Gesellschaftliches, Wirtschaftliches, Militärisches und Politisches, Ereignisse und Personen, Materien und Räume, und so weiter und so fort zu berücksichtigen hat. All diese Aspekte sind in ihren Beziehungen zueinander an der Konstitution soziokultureller Wirklichkeit beteiligt und sollten, da sie kaum jemals vollumfänglich thematisiert werden können, zumindest so weit als möglich in den Blick geraten. Und in diesem Zusammenhang gilt es dann auch Themen zu bearbeiten, die klassischerweise nicht der Kulturgeschichte zugerechnet werden, sondern eher im Feld der Politik (vgl. Mergel 2002; Landwehr 2003; Nicklas 2004; Stollberg-Rilinger 2005; Rödder 2006; Kraus und Nicklas 2007), der Wirtschaft, der Technik oder des Militärischen verortet werden.

Warum aber diese lange Ausschweifung zu einer noch recht skizzenhaft gezeichneten problemorientierten Geschichte der Relationen? Weil hier natürlich der Ort ist, an dem auch der Prozessbegriff wieder stärkeren Eingang in die kulturhistorische Debatte finden kann. Wie gesagt, auch mit einer solchen Konzentration auf die vielfältigen Beziehungsgeflechte, die soziokulturelle Wirklichkeiten hervorbringen, wird es sicherlich nicht vorrangig oder ausschließlich um Prozesse gehen, aber in ihrer kulturwissenschaftlichen Reformulierung kann ihnen auf diesem Weg wieder ein größeres Gewicht zugesprochen werden, wenn es um die Frage geht, wie in dem Spannungsverhältnis zwischen Statik und Dynamik bestimmte Bedeutungsformen auf (relative) Dauer gestellt werden können beziehungsweise Transformationen unterworfen werden.

In einem verwandten Sinn haben Christian Gerbel und Lutz Musner von den Kulturwissenschaften als einem offenen Prozess gesprochen. Damit ist nach ihrem Verständnis eine komplexe Dialektik von Sozialem und Kulturellem angezeigt, da beide schließlich nicht in einem Oppositions-, sondern in einem Austauschverhältnis stehen. Kultur ist demnach gerade „nicht nur ein erstarrtes Ensemble kanonisierter Produkte, das den Menschen historisiert, lokalisiert und wertet, sondern sie ist ebenso ein offener Prozess, der soziale Praktiken gleichermaßen mit Rationalität und Kontingenz ausstattet, aber auch durch Krisen und Brüche in der Gesellschaft selbst in Fluss und Veränderung gehalten wird.“ (Gerbel und Musner 2002, S. 20) Und – so sollte an dieser Stelle ergänzt werden – es ist nicht nur das Kulturelle, das sich in dieser Weise als Prozess verstehen lässt, sondern es sind unter diesen Prämissen auch Prozesse, die wieder stärker zu einem kulturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Gegenstand gemacht werden können.

Literatur

- Adam, Barbara. 2005. *Das Diktat der Uhr. Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1993. *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Boutier, Jean. 2001. Fernand Braudel als Historiker des Ereignisses. In *Struktur und Ereignis*, Hrsg. Andreas Suter und Manfred Hettling, 138–157. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Braudel, Fernand. 1992. Geschichte und Sozialwissenschaften. Die lange Dauer, in: ders. *Schriften zur Geschichte 1. Gesellschaften und Zeitstrukturen*, 49–87. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Carrier, Martin, und Reiner Wimmer. 1995. Art.: ‚Prozeß‘. In *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. 3, Hrsg. Jürgen Mittelstraß, 385–387. Stuttgart: Metzler.
- Daniel, Ute. 2001. *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dinges, Martin. 1998. Formenwandel der Gewalt in der Neuzeit. Zur Kritik der Zivilisationstheorie von Norbert Elias. In *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte*, Hrsg. Rolf P. Sieferle und Helga Breuninger, 171–194. Frankfurt a. M.: Campus.
- Dressel, Gert. 1996. *Historische Anthropologie. Eine Einführung*. Wien: Böhlau.
- Elias, Norbert. 1977. Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. *Zeitschrift für Soziologie* 6:127–149.
- Elias, Norbert. 1995. *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*, 19. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert. 2010. Prozesse, soziale. In *Grundbegriffe der Soziologie*, 10. Aufl., Hrsg. Johannes Kopp und Bernhard Schäfers, 223–228. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Evans, Richard J. 1998. *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Faber, Karl-Georg, und Christian Meier, Hrsg. 1978a. *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2. München: dtv.
- Faber, Karl-Georg, und Christian Meier. 1978b. Vorwort. In *Historische Prozesse, Beiträge zur Historik*, Bd. 2, Hrsg. Karl-Georg Faber und Christian Meier, 7–9. München: dtv.
- Fabian, Johannes. 1983. *Time and the other. How anthropology makes its object*. New York: Columbia University Press.
- Foucault, Michel. 1997. *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, 14. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gerbel, Christian, und Lutz Musner. 2002. Kulturwissenschaften: Ein offener Prozess. In *Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen*, Hrsg. Lutz Musner und Gotthart Wunberg, 9–23. Wien: WUV.
- Giddens, Anthony. 1995. *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Campus.
- Hoffmann, Arnd. 2005. *Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie. Mit zwei Studien zu Theorie und Praxis der Sozialgeschichte*. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Hunt, Lynn, Hrsg. 1989. *The new cultural history*. Berkeley: University of California Press.
- Jordan, Stefan. 2009. *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Orientierung Geschichte*. Paderborn: Schöningh.
- Koselleck, Reinhart, und Paul Widmer, Hrsg. 1980. *Niedergang. Studien zu einem geschichtlichen Thema*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kraus, Hans-Christof, und Thomas Nicklas, Hrsg. 2007. *Geschichte der Politik. Alte und neue Wege*. München: Oldenbourg.
- Landwehr, Achim. 2003. Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen. *Archiv für Kulturgeschichte* 85:71–117.
- Landwehr, Achim, und Stefanie Stockhorst. 2004. *Einführung in die Europäische Kulturgeschichte*. Paderborn: Schöningh.
- Landwehr, Achim. 2005. Struktur oder Handlung? Diskursanalyse einer geschichtswissenschaftlichen Kontroverse. In *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung*, Hrsg. Reiner Keller et al., 325–347. Konstanz: UVK.

- Landwehr, Achim. 2008. *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Landwehr, Achim. 2009. *Kulturgeschichte*. Stuttgart: Ulmer.
- Landwehr, Achim. 2010a. *Diskursiver Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Landwehr, Achim. 2010b. Abschließende Betrachtungen: Kreuzungen, Wiederholungen, Irritationen, Konflikte. In *Diskursiver Wandel*, Hrsg. Achim Landwehr, 377–384. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Landwehr, Achim. 2012. Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘. *Historische Zeitschrift* 295: 1–34.
- Latour, Bruno. 2000. *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno. 2002. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Leggewie, Claus, und Harald Welzer. 2009. *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Lüdtke, Alf, Hrsg. 1989. *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Luhmann, Niklas. 1978. Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution. In *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2, Hrsg. Karl-Georg Faber und Christian Meier, 413–440. München: dtv.
- Lundmark, Lennart. 1993. The historian's time. *Time & Society* 2:61–74.
- Maurer, Michael. 2008. *Kulturgeschichte. Eine Einführung*. Köln: Böhlau.
- Meier, Christian. 1978. Fragen und Thesen zu einer Theorie historischer Prozesse. In *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2 Hrsg. Karl-Georg Faber und Christian Meier, 1–66. München: dtv.
- Mergel, Thomas. 2002. Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik. *Geschichte und Gesellschaft* 28:574–606.
- Miebach, Bernhard. 2008. Prozess. In *Handbuch Soziologie*, Hrsg. Nina Baur et al., 373–390. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Miebach, Bernhard. 2009. *Prozesstheorie. Analyse, Organisation und System*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mommsen, Wolfgang J. 1978. Der Hochimperialismus als historischer Prozeß. Eine Fallstudie zum Sinn der Verwendung des Prozeßbegriffs in der Geschichtswissenschaft. In *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2 Hrsg. Karl-Georg Faber und Christian Meier, 248–265. München: dtv.
- Nicklas, Thomas. 2004. Macht – Politik – Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen einer Politischen Kulturgeschichte. *Archiv für Kulturgeschichte* 86:1–25.
- Nowotny, Helga. 1990. *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*, 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pankoke, Eckart. 1971. Soziale Systeme in historischen Prozessen. Zur Problemgeschichte der soziologischen Wandlungstheorie. *Archiv für Sozialgeschichte* 11:483–499.
- Raphael, Lutz. 2002. Longue durée. In *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Hrsg. Stefan Jordan, 202–204. Stuttgart: Reclam.
- Raphael, Lutz. 2009. Jenseits von Strukturwandel oder Ereignis? Neuere Sichtweisen und Schwierigkeiten der Historiker im Umgang mit Wandel und Innovation. *Historische Anthropologie* 17:110–120.
- Rödter, Andreas. 2006. Klios neue Kleider. Theoriedebatten um eine neue Kulturgeschichte der Politik in der Moderne. *Historische Zeitschrift* 283:657–688.
- Rothermund, Dietmar. 1994. *Geschichte als Prozeß und Aussage. Eine Einführung in Theorien des historischen Wandels und der Geschichtsschreibung*, 2. Aufl. München: Oldenbourg.
- Röttgers, Kurt. 1983. Der Ursprung der Prozeßidee aus dem Geist der Chemie. *Archiv für Begriffsgeschichte* 27:93–157.

- Röttgers, Kurt. 1985. Anmerkungen zum Ursprung des juristischen Prozessbegriffs. *Archiv für Begriffsgeschichte* 29:116–124.
- Röttgers, Kurt. 1989. Prozeß I. In *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Hrsg. Joachim Ritter et al., 1543–1558. Basel: Schwabe.
- Schlumbohm, Jürgen, Hrsg. 2000. *Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?* 2. Aufl. Göttingen: Wallstein.
- Schwerhoff, Gerd. 1998. Zivilisationsprozeß und Geschichtswissenschaft. Norbert Elias' Forschungsparadigma in historischer Sicht. *Historische Zeitschrift* 266:561–605.
- Stollberg-Rilinger, Barbara, Hrsg. 2005. *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?* Berlin: Duncker & Humblot.
- Tanner, Jakob. 2004. *Historische Anthropologie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Tanner, Jakob. 2008. Multiplikationsprozesse in der Moderne – Plädoyer für ein Analysekonzept. *Historische Anthropologie* 16:2–7.
- Tilly, Charles. 1984. *Big structures, large processes, huge comparisons*. New York: Russell Sage.
- Tschopp, Silvia Serena, und Wolfgang E. J. Weber. 2006. *Grundfragen der Kulturgeschichte*. Darmstadt: WBG.
- Ulbricht, Otto. 2009. *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M.: Campus.